
Germanien
t 1 / Januar 1941 / Monatshefte für Germanenkunde / Preis RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

J. O. Plassmann	Ehre ist Zwang genug	1
Peter Paulsen	Was bedeutet die Bronzetür zu Gnesen für die Frühgeschichte des deutschen Ostens	5
F. Altheim und E. Trautmann	Die Elchrune	22
G. Innerebner	Vorschlag zur statistischen Beurteilung natürlicher Wehrfähigkeit von Bergkuppen für vorgeschichtliche und mittelalterliche Siedelplätze	30
Die Fundgrube	Der Ursprung des Flurzwanges	35
	Der Dreikopf als Weihnachtsgebäck	35
Aus der Landschaft	Das Kreuz auf dem Dielenboden	36
	Walhall in Südtirol	37
Die Bücherwaage	Hans-Joachim Moser: Christ. Willibald Gluck	37
	Jos. Lortz: Die Reformation in Deutschland	38
	Ibn Fadlan's Reisebericht	40

Das Titelblatt zeigt einen Holzschnitt „Landsknecht" von Urs Graf, Schnitt von Eugen Nerdinger, Augsburg.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe". Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: G. Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. 13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 1.

Bezug durch die Post, sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. – Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto: Leipzig 2851. Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien" Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir freundlichst, diese beim zuständigen Postamt zu beanstanden.

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze:

Altheim, F. und Trautmann, E.: Die Elchrune 22
Altheim, F. u. Trautmann, E.: Hirsch und Hirschsage bei den Ariern 286
Altheim, F. u. Trautmann, E.: Hirsch und Hirschsage bei den Ariern (Schluß) 349
Bohmers, A.: Reiche Funde eiszeitlicher Bildkunst. Die Ausgrabungen bei Unter-Wisternitz 45
Bohmers, A.: Sediment-Petrologie, ein neues Hilfsmittel zur Datierung urgeschichtlicher Kulturen 382
Bredholt, Sverre: Holzbau und Bauernhaus in Norwegen 323
Cornelius, F.: Zur Vorgeschichte des Zweikampfes 249
Dexel, Walter: Auf den Spuren germanisch-deutschen Holzgeräts 297
Dieck, Alfred: Holzgestalten aus Vor- und Frühgeschichte im großdeutschen Lebensraum 133
Dieck, Alfred: Kreise und Zacken 252
Flickenschild, Hermann: Der Ursprung des Politischen in der germanisch-deutschen Frühzeit 41
Freese, John: Lichterbaum und Baumleuchter 441
Graf, Heinz Joachim: Die Runennamen als sprachliche Belege zur Ausdeutung germanischer Sinnbilder 254
Günther, Klaus: Vorchristlich-germanisches Kulturerbe in den deutschen Hohlpfennigen des Mittelalters 368
Herrmann, Hans-August: Formgut und Sinnbildgehalt der Brettausschnitte und Giebelluken holsteinischer Bauernhäuser 211
Herrmann, Hans-August: Formgut und Sinnbildgehalt der Brettausschnitte und Giebelluken holsteinischer Bauernhäuser (Schluß) 259
Hofe, Adolf: Drei nordische Stabkalender in Hamburger Besitz 140
Innerebner, G.: Vorschlag zur statistischen Beurteilung natürlicher Wehrfähigkeit von Bergkuppen für vorgeschichtliche u. mittelalterliche Siedelplätze 30
Jankuhn, Herbert: Birka und Haithabu 175
Jordan, Karl: Die Gestalt Heinrichs des Löwen in der deutschen Geschichtsschreibung 361
Kohler, Erika: Das Klöpfeln in den Alpenländern 464
Kohler, Erika: Eierlesen, Ein Kampfspiel zur Osterzeit 127
Krause, Wolfgang: Der Speer von Kowel, ein wiedergefundenes Runendenkmal 450
Lehmann, Siegfried: Martinstag – 11. November 422
Lehmann, Siegfried: Stammutter der Leute von Arvor 373
Leuschner, Friedrich: Eine Kultstätte im Elbsandsteingebirge 65
Lützelburg, Philipp von: Die Stufenpyramide in Südamerika 266
Mai, Willi: Als die Bolschewisten ins Baltenland kamen 281
Mößinger, Friedrich: Das Sonnenroß und sein Reiter 409
Mößinger, Friedrich: Der Hisgier, ein Zeichen alemannischer Einheit 122
Paulsen, Peter: Was bedeutet die Bronzetür zu Gnesen für die Frühgeschichte des deutschen Ostens 5
Peßler, Wilhelm: Das Niedersächsische Volkstumsmuseum der Hauptstadt Hannover 338
Plassmann, J. O.: Das Sinnbild im Märchen 201
Plassmann, J. O.: Die Ostpolitik König Heinrichs I. 241
Plassmann, J. O.: Die Stufenpyramide in der Landschaft 100
Plassmann, J. O.: Ehre ist Zwang genug 1

Reuter, O. S.: Walhall 321
Schindler, Robert: Zwei vorchristliche Jahrestellungen im Deutschen Bauernkalender 161
Steimel, Robert: Der Dreiberg, Zum Rechtssinnbild im Wappen 58
Stelzer, Otto: Der Reiter 401
Uebel, Otto: Heilige Berge im Elsaß 428
Weigel, K. Th.: Der Wilde Mann im Holzbau 181
Winter, Heinrich: Feuerbrauch an Fasnacht im Odenwald und Spessart 81

Die Fundgrube:

Cornelius, F.: Der Ursprung des Flurzwanges 35
Eckhardt, Karl August: Anpflanzung von Bäumen als Pflicht der Markgenossen 74
Fergg, F.: Leiter, Besen, Schornsteinfeger 315
Freese, John: Zum Handsymbol (bearb. von Plassmann) 314
Fuchs, Gottfried: Zum Schembartblatt 477
Graf, Heinz Joachim: Amerikanische Altertümer, die uns angehen 156
Hunke, Sigrid: Vom Königssprung der Germanen 198
Kohler, Erika: Hirsch und Schneegans, zwei Werdenfelser Fasnachtsmasken 390
Mattes: Zum Kultspiel der Wilden Männer 396
Mößinger, Friedrich: Der Dreikopf als Weihnachtsgebäck 35
Mühlhofer, Fr.: Zur Begriffsbildung von Kultur und Zivilisation 154
Plassmann, J. O.: Das portugiesische Landnahmezeichen 478
Plassmann, J. O.: Die Leiter als Sinnbild 153
Plassmann, J. O.: Ein Schembartblatt aus dem Jahre 1456 391
Plassmann, J. O.: Eine „Sonnenrose" aus Steinbeilen 395
Plassmann, J. O.: Von der germanischen Feldflasche 472
Plassmann, J. O.: Zu dem Schembartblatt von 1456 477
Plassmann, J. O.: Zum Handszepter 226
Plassmann, J. O.: Zum „Stundenbuch" der Anne de Bretagne 348
Plassmann, J. O.: Zum Zeichen der beiden Schwäne 155
Röder, J.: Die Dreitonnenkuppe bei Lonning (Kreis Mayen) 109
Scheler, Arthur: Fasnachtsbrauchtum aus dem Etschland 112
Schulte, Werner: Der Drudenfuß in einer Bilderschrift des 18. Jahrhund. 389
Schulte, Werner: Die „Brille" als Sinnbild 311
Schulte, Werner: Eine Beziehung zwischen Wort und Sinnbild 195
Weber, Edmund: Menschenopfer oder Zukunftsbefragung 226
Weigel, Karl Theodor: Dachziegel als Sinnbildträger 434

Aus der Landschaft:

Boecker, Hans Jörg: Die Religion in der Vorgeschichte Böhmens 75
Büch, E.: Der Wilde Mann im Holzbau 316
Muck, Otto: Der Wunderstein in Seefeld – eine germanische Roßtrappe? 233
Schulte, Werner: Ein Eulenspiegelstein 232
Schulte-Belemann, Werner: Das Kreuz auf dem Dielenboden 36
Schumann, Max: Volksgedächtnis und Überlieferung 187
Weigel, K. Th.: Ein Stufenbaum im Lipper Lande? 276
Wiedermann, F.: Schrotholzkirchen als Zeugen germanischer Baukultur 230
Wiedermann, F.: Volkskunst an alten Bienenstöcken 275
Wolff, Karl Felix: Walhall in Südtirol 37

Erwecker der Vorzeit:

Ernst Wachler (Weber) 159
Edmund Weber (Plassmann) 272
Leopold Weber (Plassmann) 158
Hermann Wille (Plassmann) 160
Walther Beeck (Schm.) 193

Aus der Forschung:

Weber, Edmund, Zur Runenforschung 1938/39 273

Die Bücherwaage:

Bächler, Emil: Das alpine Paläolithikum der Schweiz (Willvonseder) 77
Bertsch, Karl: Früchte und Samen (Handbücher der praktischen Vorgeschichtsforschung) (Lützelburg) 319
Bohne-Fischer, Hedwig: Ostpreußens Lebensraum in der Steinzeit (Kroeger) 360
Deutsche Gestalter und Ordner im Osten (mit anderen von K. Lück) (K. Jordan) 280
Deutsche Kultur im Leben der Völker (Trathnigg) 237
Eichenauer, Richard: Polyphonie – die ewige Sprache deutscher Seele (Moser) 320
Erste Reichstagung der Wissenschaftlichen Akademien des NSD.-Dozentenbundes (W. Hunke) 398
Franz, Günther: Der deutsche Bauernkrieg (Löffler) 79
Freude durch Laienschaffen im Reservelazarett (H. Lorenzen) 80
Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler (Helbok) 238
Goebel, Karl von: Ein deutsches Forscherleben in Briefen aus sechs Jahrzehnten. 1870 bis 1932 (Lützelburg) 358
Gottschalk, Max: Die deutschen Personennamen (E. Weber) 318
Ibn Fadlāns Reisebericht (Heinz Joachim Graf) 40
Jahrweiser „Deutsches Ahnenerbe" 1941 (Hunke) 120
Keyser, Erich: Geschichte des deutschen Weichsellandes (Löffler) 277
Kleine Kostbarkeiten (herausgegeb. von Plassmann) (Kroeger) 318
Krogmann, Willy: Die Schleswiger Truthähne (Stelzer) 278
Ljungberg, Helge: Die nordische Religion und das Christentum (Huth) 160
Lortz, Joseph: Die Reformation in Deutschland (Hermann Löffler) 38
Moser, Hans Joachim: Christoph Willibald Gluck (Karl Gofferje) 37
Peschek, Christian: Die frühwandalische Kultur in Mittelschlesien (Kroeger) 359
Petersen, Ernst: Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld (Kroeger) 319
Ranzi, Friedrich: Königsgut und Königsforst im Zeitalter der Karolinger und Ludolfinger und ihre Bedeutung für den Landausbau (Gruß) 199
Riedberg, Lothar: Deutsche Burgenbiographie (Gruß) 200
Riemann, Erhard: Germanen erobern Britannien (Plassmann) 119
Riemann, Erhard: Ostpreußisches Volkstum um die ermländische Nordostgrenze (W. Hunke) 397
Schmidt, Friedrich: Das Reich als Aufgabe (K. Jordan) 277
Schneider, Friedrich: Die neueren Anschauungen der deutschen Historiker über die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters und die mit ihr verbundene Ostpolitik (K. Jordan) 317
Sluytermann von Langenweyde, Wolf: Die Herzen siegen (Schulte) 237

Stange, Alfred: Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien (Stelzer) 278
Stengel, Edmund E.: Der Stamm der Hessen und das „Herzogtum" Franken (Plassmann) 439
Universalstaat oder Nationalstaat. Macht und Ende des Ersten deutschen Reiches. Die Streitschriften von Heinrich v. Sybel und Julius Ficker, herausgegeb. von Friedrich Schneider (Jordan) 360
Urkunden und Gestalten der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte (Huth) 79
Wais, Gerhard: Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt (Helbok) 329
Wenzel, Hermann und Ketelsen, Br.: Flur, Dorf und Haus im Grenzkirchspiel Medelby (H. Lorenzen) 76
Wienecke, Erwin: Untersuchungen zur Religion der Westslawen (Huth) 199
Zander, Robert und Teschner, Clara: Der Rosengarten (Kolbrand) 200
Zeitschrift für Volkskunde, herausgeg. von Harmjanz und Ipsen (E. Andersen) 399
Zenker, Gero: Germanischer Volksglaube in fränkischen Missionsberichten (Otto Paul) 78
Focke, Friedrich: Ritte und Reigen (Huth) 479
Müller, Gerhard: Der Umritt (Huth) 480
Wohlhäupter, Rujan: Die Kerze im Recht (Huth) 480

Ehre

ist Zwang

genug

Es ist ein wesentliches Kennzeichen germanischer Spruchweisheit, daß sie weltweite Gedankeninhalte, die wir heute als Weltanschauung zu bezeichnen pflegen, in wenige Worte prägen kann. In diesen wenigen, inhaltsschweren Worten wirkt ein Lebensinhalt fort, eine innere Haltung schwingt mit, die besser als seitenlange Ausführungen ein Wesentliches des germanischen Lebensgefühles ausdrücken und vor allem als ein lebendiges Gut weitergeben. – Der Kamin in der Gildenstube des Amtshauses der Kaufleute in einer alten westfälischen Hansestadt trägt den Spruch „Ehr is Dwang gnog". In diesen vier Worten ist der Geist der alten deutschen Kaufmannschaft ausgedrückt, der das gewaltige Werk der deutschen Hanse geschaffen hat. Aus reinem Handelsgeist und aus Krämergesinnung wäre niemals ein Werk geschaffen worden, das zu seiner Zeit Deutschland und den deutschen Geist selbst darstellte; über einer Menge hadernder Kleinfürsten und ehrgeiziger Gewalthaber erhob sich damals der Geist und der Blick bürgerlicher Geschlechter, weiter reichend als der Gesichtskreis irgendeiner anderen Macht jener Zeit. Es waren die gleichen Kaufleute, die in den Hansestuben des skandinavischen Nordens die alten Heldenlieder der germanischen Völker in Prosa weiter erzählten; „bürgerlich" zwar und der schroffen Härte des alten Heldenalters teilweise entkleidet, aber doch noch durchpulst von der begeisternden Freude an dem heldischen Stoffe, und so immer noch Träger und Spender einer Gesinnung, die in dem germanischen Ethos wurzelte. Für diese Männer waren Dietrich von Bern und Siegfried noch lebendige Gestalten; ihre Taten waren vielfach verwoben mit geschichtlichen Heldentaten der sächsischen Kämpfer gegen Slawen und Ungarn.

Es war der alte Sachsengeist selbst, der in den Ostfahren und ihrem stolzen Wahlspruch lebte; der Geist, der nur in Freiheit leben und wirken kann. Und es war wohl nicht diese Gesinnung allein, die sie und ihre Gilden mit der germanischen Vorzeit verband. In den städtischen Gilden lebten die alten germanischen Gemeinschaftsformen fort: als Kultgemeinschaften mit einem festgegründeten, altüberlieferten germanischen Brauchtum, und als politische Gemeinschaften, denen das alte Gefolgschaftsgesetz des Wagens und Gewinnens unter veränderten Verhältnissen der bindende Lebensinhalt war. Die Handelsfahrt war damals kaum etwas anderes als eine Kriegsfahrt; wie denn die Grenzen zwischen Wikingern und Warägern auch in Deutschland lange Zeit hindurch ziemlich unbestimmt gewesen sein mögen. Mannigfach war ja die Berührung mit den nach Osten vormarschierenden Ritterheeren und den Bauernzügen: der Handel folgte der Flagge, aber es waren zumeist dieselben Männer, die die Flagge und den Handel in die unbekannten Länder trugen.

So haben jene städtischen Gilden die Gesetze der alten Gefolgschaften weitergelebt; in der germanischen Gefolgschaft aber war die Ehre das oberste Gesetz, und der Wahlspruch der westfälischen Hanseaten könnte selbst aus der alten Gefolgschaftszeit stammen. Diese Ehre ist das Element, in dem der freie Germane eine Bindung eingeht: sie ist das eigentlich Bewegende in der Umstellung der Lebenshaltung, die ihn aus den natürlichen Bindungen der gewachsenen Sippengemeinschaft hinausführt in die politische Gemeinschaft, weil er in ihr eine besondere Aufgabe zu erfüllen hat. Für ihn ist aber das Hinaustreten aus der Sphäre des Sippenbedingten in die Sphäre des Politischen kein Bruch mit den Gesetzen des gewachsenen Volkstums, dem er selbst entstammt. Es ist eine notwendige Ergänzung jener gewachsenen Gemeinschaft, die immer der Urgrund und der lebendige Quell alles Politischen bleibt; ihr einziger Zweck und ihre Rechtfertigung ist die Verteidigung jener natürlichen Gemeinschaft gegen eine Umwelt, der sie allein nicht mehr gewachsen ist. So ist der germanische Staat der Urzeit, die Gemeinschaft der freien und gleichen Hofbesitzer, zum Gefolgschaftsstaate ergänzt (nicht durch ihn ersetzt) worden; niemals hat sich die Gefolgschaft etwa als eine Art von fremdem Willkürregiment aus dem allgemeinen Gesetz herausgehoben fühlen dürfen. Gewaltsame Erhebung der Freien und Vernichtung der Zwangsherrschaft sind noch immer die Folge gewesen, solange Germanien germanisch blieb.

Der Schritt vom Sippengenossen zum Gefolgsmann ist denn auch ein Akt der höchsten persönlichen Freiheit, bei dem ein neues Element in die Erscheinung tritt, das vorher, in der Bindung der Sippengemeinschaft, nicht in voller Stärke vorhanden sein konnte: es ist die freie und selbständige Persönlichkeit. Der Eintritt in die Gefolgschaft ist ein völlig freier und selbständiger Entschluß; er vollzieht sich in der freien und selbständigen Führerwahl, wobei es gleich ist, ob eine schon vorhandene Gefolgschaft sich einen gemeinsamen Führer erwählt, oder ob der Einzelne aus freiem Entschluß sich einer schon bestehenden Gefolgschaft anschließt. Das ist der wesentlichste Unterschied zwischen der germanischen Gefolgschaft und einer von oben her geschaffenen mechanischen „Hierarchie" nach römischem Muster. In der germanischen Dichtung treten denn auch die berühmt gewordenen Gefolgsleute immer als volle und klar umrissene Persönlichkeiten hervor – am klarsten und deutlichsten die Gesellen des Dietrich von Bern – wie denn auch wohl in der geschichtlichen Wirklichkeit die gotischen Gefolgsmänner am Hofe Attilas sich dadurch am elementarsten von den hunnischen Knechten unterschieden haben. Noch im Nibelungenliede wird das deutlich. Der germanische Gefolgsmann ist eine Persönlichkeit, oder aber er wäre ein willenloser Knecht, der sich höchstens formell und graduell vom Leibeigenen unterscheidet.

Wenn man die lebendige und von so starkem persönlichen Mitempfinden getragene Schilderung liest, die Tacitus von der germanischen Gefolgschaft gibt, so könnte man sie unter das Geleitwort stellen „Ehre ist Zwang genug". Was den Gefolgsmann am festesten innerlich mit dem Führer verbindet, das bezeichnen wir heute als Persönlichkeit. Es ist das gemeinsame Zentrum, in dem sich freie Männer finden, und in dem sie sich allein verbunden fühlen; es ist niemals durch einen äußeren Zwang und Befehl zu ersetzen. Eine wahre Gemeinschaft gibt es nur zwischen Persönlichkeiten, und diese allein vermag andere, zufällige Schranken zu überbrücken; denn „Volk und Knecht und Überwinder, sie gestehn's zu jeder Zeit, höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit". Ehrgefühl und Persönlichkeitsgefühl sind untrennbar miteinander verbunden, und die Regel des sittlichen Handelns kann nur von innen kommen. Nicht ohne Sinn hat man immer wieder für dies Verhältnis von Führer und Gefolge ein kosmisches Bild gewählt: „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt". Denn wenn dem Gesetze der Gemeinschaft nicht „das moralische Gesetz in mir" entspricht, wenn nicht alles, was sich als Zwang nach außen kundtut, seine innere Rechtfertigung durch die Einsicht der Verantwortungsbewußten findet, so ist eine Gemeinschaft ohne Sinn und ohne Dauerhaftigkeit. An die Stelle des freudigen Gehorsams tritt jener „Kadavergehorsam", der noch immer die letzte Stufe vor einem Zusammenbruch gewesen ist.

Jede große Leistung verlangt den vollen Einsatz einer Persönlichkeit; dieser Persönlichkeitseinsatz aber will innerlich selbständige Persönlichkeiten, die durch keinen mechanischen Zwang

verbildet und verbogen sind. Die Totalität eines Staatswesens kann nur auf der Totalität seiner Persönlichkeiten beruhen, und je größer der Anteil dieser ist, um so fester wird der Staat stehen, der in diesem Falle nichts anderes ist, als die Erfüllung seiner Persönlichkeiten. Das Wesen des Tyrannen ist es, daß er andere Tyrannen neben sich ausschließt, oder unweigerlich in Konflikt mit ihnen gerät. Das Wesen der Persönlichkeit ist es hingegen, daß sie andere Persönlichkeiten nicht ausschließt, sondern geradezu erfordert, um sich in der freien Ergänzung selbst zu erfüllen. Es gibt keine wahre Staatsräson ohne Staatsmoral; und erst wenn diese von den gleichen sittlichen Gesetzen gelenkt ist, wie seine Persönlichkeiten, so findet die „Räson" wirkliche Anerkennung. Die deutsche Geschichte hat uns gelehrt, daß im anderen Falle der Staat zum toten Mechanismus wird, wie jene Staaten, die vor hundertdreißig Jahren vor dem Ansturm der napoleonischen Garden zusammengebrochen sind. Aber auch nicht jener Staat der gleichförmigen, indifferenten Masse ist germanisch, die nur durch Triebe oder durch einen Appell an ihre Triebe gelenkt wird, anstatt durch Einsicht und freies Wollen; mit einem Worte, durch Ehre. Der Staat steht am festesten, der von den meisten Persönlichkeiten getragen wird. Es mag scheinbar bequemer sein, mit der Psychologie der Masse zu regieren; aber in Zeiten der Not, die ein langanhaltendes Ausharren erfordern, werden diese Mittel mit Notwendigkeit versagen. Der unmittelbaren, drängenden Not gegenüber versagt im Letzten aller Zwang, es bleibt nur die Ehre und das Ehrgefühl. Sie ist die einzige Autorität, die in Notzeiten Dauer und Bestand hat; der Zwang allein kann sie niemals ersetzen, sondern höchstens verdrängen und unwirksam machen.

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne erzittere nicht!

Was Schiller hier den „freien Mann" nennt, ist der Träger eines Freiheits-Ethos, das bei dem schwäbischen Dichter keine dürre Konstruktion, sondern der lebendige Puls seiner Dichtungen ist. Es ist das Ethos, das in Deutschland nach dem großen Zusammenbruch von 1806 die unversiegbare Quelle der Wiedererhebung wurde; und Dutzende von kleinen Tyrannen hatten sie nicht zu verschütten gemocht. Und auch in den dunklen Tagen von 1918 sind jene Einrichtungen am schnellsten zusammengebrochen, die nur auf äußeren Zwang gebaut waren. In solchen Zeiten versagt der Appell an die Furcht; Wiederhall findet allein der Appell an die Ehre. Es ist das Ethos des Soldaten, des Freiwilligen gewesen, das damals den vollen Zusammenbruch verhindert und wieder den Weg nach oben gewiesen hat. Und es ist ebenso bezeichnend, daß die Kämpfer gegen die Hoffnungslosigkeit namenlos und ruhmlos geblieben sind, wie es übrigens keiner von ihnen jemals anders erwartet hat. Auch ihnen war die Ehre allein Zwang genug.

So ist die deutsche Soldatenehre auf das engste mit der germanischen Kriegerehre verwandt. Sie wäre ohne Sinn und Inhalt, wenn nicht ihr letzter Grund und Mittelpunkt die Ehre, und zwar die persönliche Ehre wäre. Der Soldat, der den Tod vor dem Feinde nur als das geringere von zwei Übeln hinnähme und sich nur zwischen zwei Arten von Furcht zu entscheiden hätte, wäre kein Soldat in deutschem und germanischem Sinne. Nur die Haltung, die aus innerer Ehre entspringt, verbürgt die innere Widerstandskraft, die ausharrt und zum Siege befähigt. Der jetzige Krieg hat gezeigt, daß die Mechanisierung der Waffen auch heute noch nicht den vollen Persönlichkeitseinsatz, und damit die volle Persönlichkeit, überflüssig macht. Auch die Handhabung überlegener Waffen erfordert jenen persönlichen Einsatz und Schwung, der niemals von außen hier aufgezwungen werden kann. In den schwierigsten Lagen ist der Ruf „Freiwillige vor" noch immer das wirksamste Kommando gewesen, und der Appell an die Freiwilligkeit ist der einzige, der wirkliche moralische Geltung hat. Er vermag selbst die äußerste Übermüdung zu überwinden, das weiß jeder, der es einmal mitgemacht hat. Nach vierjährigem Kriege war es nicht mehr allein jene mit Recht gerühmte eiserne Disziplin, die das deutsche Heer fest zusammenhielt; es war vor allem das Gesetz der Ehre, das diesem Heere Zwang genug war. Es setzt voraus, daß bei aller Disziplin der eigentliche Persönlichkeitsbereich, in dem die Ehre lebt, unangetastet bleibt.

Jede Leistung an der Gemeinschaft setzt die gleiche Ehrgesinnung voraus, die auch hier im letzten Grunde Zwang genug sein muß. Wer im sozialen Organismus an ungünstiger Stelle steht, der bedarf dieser Gesinnung am allermeisten; daher sind im Grunde alle sozialen Fragen nur aus diesem einen Punkte zu lösen. Die soziale Unordnung hat in Deutschland begonnen, seitdem der arbeitende Mann nicht mehr Träger einer Standesehre war, deren ihn wirtschaftliche Umschichtungen und kapitalistische Willkür beraubten. Diese Standesehre aber ist mit der Ehre des Gefolgsmannes auf das engste verwandt, ja im Grunde auch von gleicher Herkunft. Überall wo sich die alte Gildenehre gehalten hat, ist doch der nackten Brutalität des wirtschaftlichen Zwanges ein Gegengewicht erwachsen, das die soziale Frage aus dem Bereiche des mechanischen Zwanges heraushebt. Eine Politik, die in der Spekulation auf Triebe und Neidgefühle einer breiten Masse bestand, hat dieses Grundelement nie erkannt, sondern in den Staub getreten. Aber älter war die Botschaft von der Würde und Freiheit des arbeitenden Menschen, die der Schotte Robert Burns, der Zeit- und Schicksalsgenosse Schillers, im Protest gegen die Vorurteile einer kapitalistisch-puritanischen Gesellschaft verkündete:

> Ob Armut euer Los auch sei, hebt kühn die Stirn trotz alledem!
> Geht stolz dem feigen Knecht vorbei – wagt's arm zu sein, trotz alledem!
> Trotz alledem und alledem, trotz niederm Plack und alledem –
> Der Rang ist das Gepräge nur, der Mann das Gold, trotz alledem!

Denn das war immer, von den Herrschenden oft übersehen und oft auch den Fordernden selbst nicht voll bewußt, die Grundforderung des arbeitenden Menschen: als Persönlichkeit anerkannt und gewertet zu werden. Sie ist auch die Grundvoraussetzung aller sozialen Lösungen. Wer selbst ein geborener „Untertan" ist, wird freilich nichts anderes als eine Masse solcher Untertanen sehen, die mit Hilfe ihrer Triebe und nicht durch Anruf ihrer Ehre gelenkt werden könnten. Aber aus dem Sklaven, der die Kette bricht, und aus dem emporgekommenen Untertan haben sich noch immer die schlimmsten Tyrannen entwickelt.
Diesem marxistischen Massenbegriff hat der deutsche Nationalsozialismus das Bild und die Forderung eines Volkes germanischer Prägung entgegengesetzt: die Einheit freier Persönlichkeiten, die nicht von außen zusammengezwungen und am Leitseil geführt wird, sondern nur von dem einen und allen gemeinsamen Zentrum der Ehre aus geführt werden kann. Eine blinde, triebhafte Masse durch „Panem et circenses" oder mit äußerem Zwange zu lenken, ist niemals das Ziel einer wahren Führung gewesen. Inmitten der allgemeinen Gefahr, die stündlich jeden mit Vernichtung treffen kann, bewährt sich allein die Ehre der Persönlichkeit, die dem Deutschen Zwang genug ist. Und will es das Schicksal, so werden „unverzagt ihn die Trümmer treffen".

Plassmann.

*

Ich seh aufsteigen
zum anderen Male
Land aus den Fluten,
frisch ergrünend:
Fälle schäumen;
es schwebt der Aar,
Der auf den Felsen
Fische wendet.

Auf dem Idafeld
die Asen sich finden –
Wieder werden die
wundersamen
Goldenen Tafeln
im Grase sich finden,
Die von Urtagen
ihr Eigen waren.

Edda

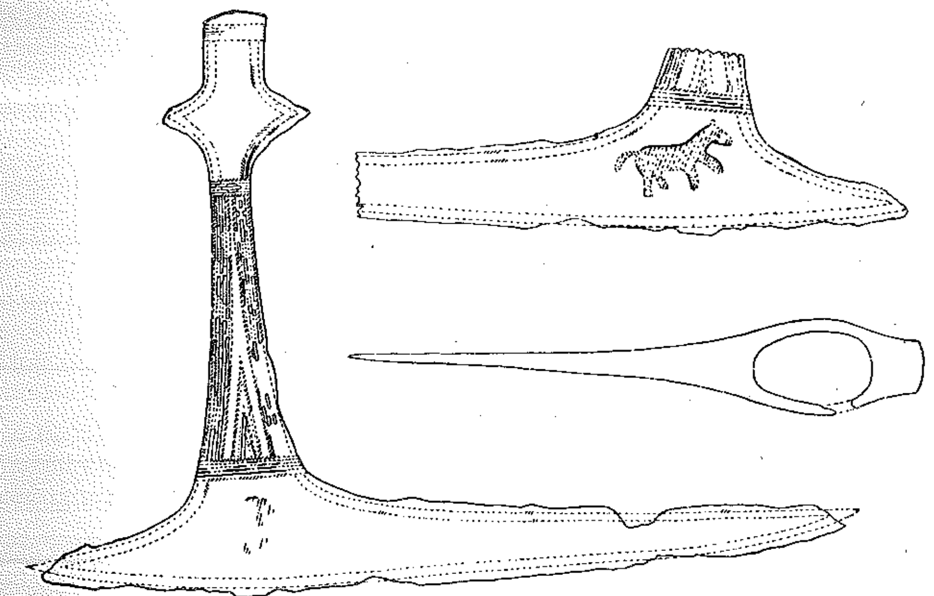
Peter Paulsen / Was bedeutet die Bronzetür zu Gnesen für die Frühgeschichte des deutschen Ostens

Das ganze Land zwischen Elbe und Weichsel gehörte bis ins 5. Jahrhundert n. Ztw. zum Siedlungsgebiet germanischer Stämme. In seinem Buch „Ostdeutschland ein germanisches Kraftfeld" (1) hat E. Petersen eine Fülle germanischer Altertümer für Zeiten und Gebiete vorgelegt, die wir bisher für nur von Slawen beherrscht hielten. Diese Funde lassen sich ihrer Herkunft nach in drei Gruppen einteilen. Die eine weist auf das westgermanische, später deutsche Gebiet als Ursprungsland hin (2). Die zweite Gruppe umfaßt Funde, die nordgermanischen Einfluß zeigen. Die dritte Gruppe endlich stammt aus dem südrussischen Gotengebiet.
Das Einströmen in diesen Raum erfolgte vom Norden her auf dem Weichselweg. Nach Petersens Vermutung weisen die Waffenfunde aus den genannten Gegenden auf Gefolgschaften hin, die dort derzeit eine gewisse politische Herrschaft ausgeübt haben. Der Zeit nach dem Beginn des 9. Jahrhunderts gehören keine dieser germanischen Funde mehr an. Jedenfalls nicht solche, die von westgermanischen Einfluß zeugen. Von einer neuen Welle nordgermanischen Einflusses, die erst mit dem Beginn des 10. Jahrhunderts einsetzte, zeugen Funde, die besonders reichlich in den Mündungsgebieten der Oder, Weichsel, Memel und Düna zutage kamen, deren Gebiet aber an den Flußläufen entlang bis ins Binnenland, ja bis nach Südrußland vorstößt. Neben vielen Einzelfunden an Waffen und Geräten sind auch eine Anzahl Gräber entdeckt, deren reiche Ausstattung uns zur Annahme berechtigt, daß in ihnen führende Persönlichkeiten beigesetzt sind.
Hier ist zunächst der Fund von Libau, Provinz Posen, zu nennen (3). Die reichverzierte Lanzenspitze findet ihre nächsten Verwandten in Funden, die in Ostpreußen und dann weiter nach Schweden hin gemacht sind. Dasselbe gilt für den Typ des Sporns und vor allen Dingen für die Hammeraxt (4) dieses Grabfundes von Libau. Jankuhn möchte diesen Fund in Verbindung bringen mit der Gründung des polnischen Reiches durch Mitglieder einer Kriegergenossenschaft unter dem ersten großen polnischen König Misika (4). In gleiche Richtung wie der Fund von Libau weist eine Prunkaxt von Luban bei Posen (6) (Abb. 1). Sie fand sich in der Mitte eines Gebietes, das auch viele andere Axt-Funde ergeben hat (Abb. 2). Diese Prunkaxt steht hinsichtlich ihrer Form und Verzierung aufs engste in Verbindung mit derjenigen von Lunow a. d. Oder, Kr. Angermünde (7) und mit solchen von Ostpreußen (Samland). Bei allen ist der Hals übermäßig lang und schmal, dasselbe gilt für die Wangen, deren eine Kante mit der Schneide in eine dreieckige Spitze endet, während die andere Kante mit der fast parallel dazu verlaufenden Linie der Schneide einen langgestreckten, schmalen Bart bildet. Von dieser Art der schmalen Bartäxte gibt es eine ganze Anzahl von Gotland über Ostpreußen hin, wo die einfache Strichverzierung einsetzt, neben solchen in dem östlichen Havelland, an der Oder und im Warthegau, so daß sich die beiden Prunkäxte von Lunow und Luban aus dieser Gruppe herausheben. Auch bei der Prunkaxt von Luban verlaufen feine, zu Bändern vereinte Silberlinien parallel den Kanten entlang mit Abgrenzung des Halses gegenüber dem Bart und der Schaftlochpartie. Auf der einen Seite der Wange ist noch ein springendes Pferd gezeichnet und eingelegt.
Neben Hammeräxten gibt es im gleichen Raume auch solche aus Bein (8). Alle diese Äxte gruppieren sich ebenso wie viele Schwerter, die im gleichen Gebiet gefunden sind, an den Flußläufen entlang (9) (Abb. 2). Das ist eine sehr auffällige Erscheinung, die mit der Entstehung des polnischen Adels in Zusammenhang gebracht werden kann (10). Es ist festgestellt, daß die einzelnen Verbände der Kriegerorganisation je nach den Gewässern benannt sind, in deren Gebiet sie saßen. Es haben daher auch die ältesten polnischen Grafen die Fahnenzeichen ihrer einstigen Gefolgschaften nach Flüssen und Seen benannt.

Der weitverbreitetste Adel war in Böhmen und Polen bis nach Litauen und Pommern hinein der Hufeisenadel, der ursprünglich dem alten Stamm der Falken und Habichte angehörte. Der älteste und angesehendste aller Stämme aber war der der Starza, der eine Axt im Wappen trug und später Topor hieß. Einem Mitglied dieses Stammes dürfte wohl die Prunkaxt von Luban gehört haben. Es gibt auch im Wappenwesen und unter den Siegeln eine ganze Anzahl, die von der Bedeutung der Axt als Symbol berichten. Dieses Wappen der axttragenden Wikinger war so weit verbreitet, daß man an besonderen Arten von Äxten, die sich in den Funden zeigen, die besten Unterlagen und Erkennungszeichen hat, wenn man germanische Kastelle in Böhmen (11) und in Schlesien (12) feststellen will (13). Das bedeutendste Grab auf dem Hradschin in Prag barg solch einen Krieger mit Schwert und Axt. Daher sind die beiden Prunkäxte von Luban und Lunow nicht nur wertvolle Kunstdenkmäler, sondern sie sind auch als germanische Zeichen der Herrschaftsgewalt Belege dafür, daß zu dieser Zeit und in diesen Gebieten Wikinger beherrschende Stellungen inne hatten (14). Wir verstehen daher, daß bei den westslawischen Gruppen ein deutliches Überwiegen des nordischen Charakters den Ostslawen gegenüber sich zeigt (15). Hier ergänzen sich Rassenkunde und Vorgeschichte auf das beste.

Auch in religiöser Hinsicht wirkt sich bei den Westslawen das germanische Element sehr stark aus (16). Und innerhalb dieses ganzen Raumes festigen die Ausgrabungen der letzten Jahre in Posen und Gnesen (17) noch mehr das Bild von der Bedeutung dieser genannten Orte als Mittelpunkte für die Entstehung und Beherrschung des ersten polnischen Reiches. In Schichten des 10. und 11. Jahrhunderts finden sich auffallend viele Gegenstände, die ihre Analogien im Norden haben, und zwar bestehen sie meistens aus organischer Substanz: Knochennadeln, Kämme, Holzlöffel, verzierte Messergriffe, dann noch Waagen, Gewichte und dergl. mehr (18) Bedeutungsvoll für diese Betrachtung sind dann noch Funde im Gebiet der Weichselmündung (19), die Ausgrabungen von Truso (20), von Wollin (21) und am Zusammenfluß von Netze und Warthe, wo die Burg Zantoch ausgegraben wurde (22). Auch fand man in der Nähe von Posen, in der Siedlung Biskupin Gegenstände der Wikingerzeit, die etwa aus dem 11. Jahrhundert stammen (23). Trägt man nun alle diese Funde in eine Karte ein, so deckt sich dieses Fundgebiet mit dem Raum, in dem skandinavische Ortsnamen in Ostdeutschland vorkamen oder vorkommen (24). In diesem Gebiet kreuzten sich verschiedene Strömungen aus dem Norden mit solchen von Böhmen her, von wo – durch Magdeburgs Auftrag – das Christentum durch Adalbert von Prag, den Apostel des deutschen Ostens, eingeführt wurde, und mit Strömungen von Westen, vor allen Dingen von Magdeburg her. Denn die ersten kirchlichen Einrichtungen in Polen standen stark unter deutschem Einfluß. Magdeburg wurde ja Ausstrahlungspunkt des Mauritiuskultes und des Magdeburger Rechtes in der deutschen Kaiserzeit (25). Von diesen vorhin skizzierten Gesichtspunkten aus sind auch die Bronzetürflügel von Gnesen zu betrachten und zu deuten (26). Man hat sie bisher in Werkstätten Böhmens, in Magdeburg oder in Belgien entstehen lassen wollen. Aber Kennzeichen für die Beherrschung der Bronzetechnik waren schon im 10. und 11. Jahrhundert in den von den Wikingern beherrschten Gebieten selbst vorhanden, so daß auch Handwerker und Künstler aus jenen Gebieten an dem Bronzeguß der Gnesener Tür haben mitarbeiten können. Das gilt besonders für Rußland (27), und daher dürfte auch die Ursprungsfrage der Bronzetüre von Nowgorod leichter zu lösen sein (28). Weitere besondere Zentren des Bronzegusses finden wir im Baltikum (Kurland, Livland), sowie in Ostpreußen (vgl. die Schwerter und Ortbänder, die hier selbständige Typen aufweisen und auch in Polen bis nach Krakau in Funden vertreten sind (29). Die Bronzetür, die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden sein soll, besteht aus zwei Flügeln, die je in einem Stück gegossen sind. Der linke Flügel ist 3,28 m hoch und 0,84 m breit, während der rechte die Maße 3,23×0,83 in Höhe und Breite zeigt. Auch die Metallmischung ist bei beiden Flügeln verschieden. Der rechte hat eine gelbliche messingartige Färbung, während der linke Flügel dunkler und rötlicher, also kupferhaltiger erscheint. Auch hinsichtlich der Zeichnung und der Modellierung wirken sie verschieden, ebenso auch hinsichtlich des Inhaltes, der in je neun Szenen dargestellt wird (30).

Die ganzen Bilder gruppieren sich um den heiligen Bischof Adalbert (Woytech von Prag), den Apostel des deutschen Ostens, den Freund des Kaisers Otto III. und des Herzogs Boleslaw von Polen. Auf dem linken Türflügel ist der Lebenslauf des Bischofs Adalbert



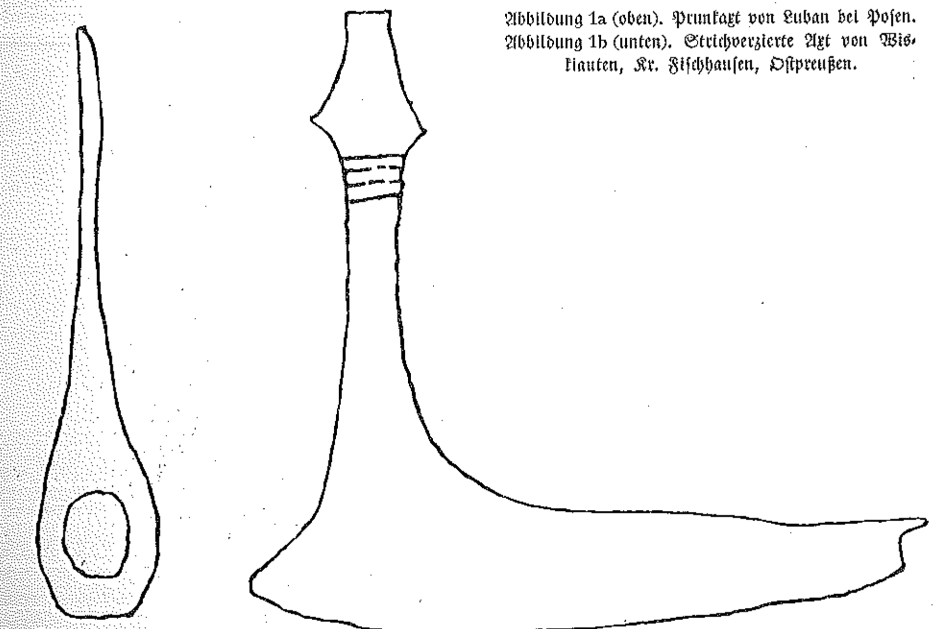


Abbildung 1a (oben). Prunkaxt von Luban bei Posen.
Abbildung 1b (unten). Strichverzierte Axt von Wiskiauten, Kr. Fischhausen, Ostpreußen.



Abbildung 2. Fundkarte der Äxte. ● Eiserne Äxte der Wikinger. ▲ Prunkäxte

von der Geburt bis zu seiner Mission erzählt, während auf dem rechten die Mission bei den Preußen dargestellt ist. Verschiedene Bilder sind zeitgemäß und ortsgebunden (31). Vor allen Dingen sind es die Szenen auf den Tafeln 89, 91, 95, 97 und 98 bei Goldschmidt.

Nach der Überlieferung und dem Quellenmaterial ist der Bischof Adalbert mit Unterstützung des polnischen Herzogs Boleslaw von Polen, der ihm ein Schiff mit 30 Kriegern zur Verfügung stellte, von Gnesen aus nach Danzig gelangt (32). Nachdem er sich dort und in der Umgebung dieses Ortes kurze Zeit aufgehalten hat (33), bestieg er in Begleitung von den Kriegern ein Schiff und fuhr an der Ostseeküste entlang ins Land der Preußen. Auf der Bronzetür zu Gnesen ist von dieser Fahrt festgehalten, wie das Schiff mit den Drachenköpfen an beiden Steven an Land gerudert wird (34) (Abb. 3). Das Schiff ist fachmännisch richtig gezeichnet. Die Unterschiede zu westgermanischen Schiffsdarstellungen, so etwa von derjenigen an der Bronzetür der Kathedrale von Winchester (35) (Abb. 4), sind gut zu erkennen. Was Fr. Hufnagel über die Unterschiede der west- und nordgermanischen Schiffe feststellt, trifft nämlich für das Schiff an der Bronzetür zu Gnesen als ein nordgermanisches völlig zu: „Bei den westgermanischen Booten ist stets halbmondförmiger Längsschnitt und das Fehlen von Steven festzustellen, während die Bodenlinie des nordgermanischen Schiffes stets eine Gerade bildet und in deutlich hervorgehobene Steven ausläuft, die meist weit über das Ende des Schiffskörpers emporragen." Das Schiff (Abb. 3) mit den Drachenköpfen entspricht fast vollständig demjenigen auf dem Stadtsiegel von Bergen (36). Bemerkenswert ist das Vorhandensein von Ruderlöchern unterhalb der obersten Planke, wie etwa auf dem Osebergschiff. Vier Ruderlöcher sind deutlich erkennbar, so daß das Schiff mit mindestens 8 Ruderern bemannt gewesen sein muß. Daraus dürfte man auf eine Schiffslänge von 10–15 m schließen. Schiffe dieser Art und Größe sind uns von Baumgarth, Kr. Stuhm in Ostpreußen; aus dem Lebasee, in der Nähe von Charbrow in Hinterpommern; von Frauenburg, Kr. Braunsberg in Ostpreußen und von Ohra, südlich Danzig, bekannt (37). Die



Abbildung 3. Bischof Adalberts Ankunft bei den Preußen. Nach A. Goldschmidt a. a. O. Tafel 89

Schiffe werden der Wikingerzeit zugeschrieben und sollen aus dem Norden stammen. Die zahlreichen Wikingerfunde in den vorhin genannten Gebieten, das Auftreten des Wikingerschiffes auf der Bronzetür zu Gnesen und im polnischen Wappen rechtfertigen den Schluß, daß auch die bisher in Ostdeutschland zutage getretenen Schiffe, den dort siedelnden Wikingern gehört haben. Nach Art der Küsten- und Flußfahrzeuge sind die Schiffe flach gebaut worden. Ein solches Weichselschiff dürfte dem Zeichner des linken Flügels der Bronzetür wohl als Vorlage gedient haben (38), obwohl er eine genaue Kenntnis von den größeren Drachenschiffen hatte, mit denen man die Meere befuhr. Infolge des Hervortretens der Hauptpersonen sind Mast und Segel gar nicht und ist die Bemannung des Schiffes kaum angedeutet.

Im Gegensatz zu dem Geistlichen im Schiff stehen an dem Ufer Krieger, die an ihrer Gewandung und ihren langen Schnurrbärten, mit den Schilden, Schwertern (Abb. 7) und Lanzen als alte Preußen zu erkennen sind.

Nachdem Adalbert schon mit der Missionstätigkeit (Taf. 90) bei den Preußen begonnen hat und anscheinend geduldet wird, da man im Glaubensleben weitherzig war, stehen sich auf Taf. 91 bei Goldschmidt plötzlich die Geistlichen unter dem Bischof Adalbert und die alten Preußen unter ihrem Anführer, vielleicht dem Criwen, von dem Peter von Dusburg berichtet (39), in abwartender Haltung und mit den Händen lebhaft gestikulierend, gegenüber (Abb. 5).

Symbolisch tritt dieser Gegensatz durch die Hoheitszeichen der zusammentreffenden Weltanschauungen zutage, die die führenden Personen in den Händen halten, den Bischofstab und den langen Stab des Anführers der Preußen (40).

Verglichen mit den Lanzen der Krieger scheint dieser Stab eindeutig einen besonderen Charakter zu haben. Er hat zwar die Länge eines Lanzenschaftes, ist aber um die Lanzenspitze kürzer, dabei jedoch an der Spitze etwas verdickt. Der Stab ist wohl von dem Kampfstock, einer der ältesten Waffen des Menschengeschlechtes, der „hasta pura", abzuleiten. Es ist also ein Wahrzeichen, das von der uralten Kultstätte, dem Ahnengrab und dessen Besitz unab-

hängig ist und deshalb auch außerhalb des eigenen Bezirks getragen werden kann (41). Ein solcher Holzspeer war der „regius contus“ der Langobarden (42). Dieser Stab wurde schließlich zu den Prunklanzen mit verzierten Spitzen, zum Heer- und Herrschaftszeichen (43). Eine solche verzierte Lanzenspitze trat uns schon in dem Fund von Libau, Kr. Posen, entgegen. Andere kennen wir in großer Zahl aus Ostpreußen, dem Schauplatz der dargestellten Szene. Dort sind diese zwar in der Form etwas mehr gedrungenen Lanzenspitzen ebenfalls an der Tülle mit Silberverzierung versehen (44) (Abb. 6). Der Zusammenhang mit den wikingischen Lanzenspitzen ist ohne weiteres nachweisbar, aber in gleichem Maße die bodenständige Art zu erkennen. Die verzierte Lanze war nicht die gewöhnliche Waffe eines einfachen Kriegers, sondern das Zeichen einer hohen Stellung eines Anführers. Sie war ein Zeichen des „Heils“, das vom Träger der Lanze vertreten wird. Bischof Otto von Bamberg, der in den Fußstapfen des Bischofs Adalbert wandelte, fand noch um 1125 in Wollin eine von den dortigen Bewohnern „verehrte göttliche Lanze“ an heiliger Stätte vor, wo dann dem heiligen Adalbert zu Ehren ein Bethaus errichtet wurde (45) (heute Peter- und Paulkirche). Es kann sich bei der Verehrung nur um eine ursprünglich germanische Kultstätte handeln, die an den Slawen übergegangen ist, da die Lanze nur bei ihnen und nicht bei den Slawen in dem Sinne Symbol war und verehrt wurde. Denn bemerkenswert ist die Bedeutung, die man der Lanze beimaß. Sie sei von göttlicher Art; nichts Vergängliches und Hinfälliges sei ihr vergleichbar, auf ihr beruhe offensichtlich die Sicherheit der Wolliner, der Schutz des Vaterlandes und die Gewähr des Sieges (46). In diesem Zusammenhang sei hingewiesen auf die vielen verzierten Lanzen der Wikinger, besonders auf die Fahnenlanzen, die alle in und auf Kirchen entdeckt worden sind (47). Die Kampf- und Heilszeichen, die auch Symbole der Religiosität der Germanen waren, wurden nämlich in heiligen Hainen, an Opferstätten und später im Heiligtum aufbewahrt. Die katholische Kirche hat in den meisten Fällen an den gleichen Stätten ihre Kapellen und Kirchen errichtet (48), die germanischen Feld- und Heilszeichen übernommen und ihnen dabei eine andere Deutung gegeben (49). So ist ein Bischofsstab aus dem Grab des Bischofs Ralph Flambard (1099–1128) in Durham, England, hinsichtlich der Ausführung und Verzierung mit dem Runensteintier ganz wie eine wikingische Lanzenspitze des 11. Jahrhunderts gehalten. Bekannt ist die vergoldete Königslanze von Ungarn, die nach Rom gelangte und am Grabe des Apostelfürsten Petrus in der Peterskirche aufbewahrt wurde (50). Besonders große Bedeutung hatte die heilige Lanze als Symbol des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“, die durch Anbringung eines sogenannten Nagels, der angeblich vom Kreuze Christi stammt, zur Reichsreliquie der katholischen Kirche wurde. Eine Nachbildung (51) derselben wurde dem Herzog Boleslaw von Polen als „patricius“ überreicht (52).

Nach den auf Abb. 5 dargestellten, anscheinend heftigen Auseinandersetzungen der beiden verschiedenen Anschauungen auf dem Marktplatz in der Nähe eines befestigten Gehöftes, das von einem davorliegenden Hügel überragt wurde, lehnten die alten Preußen die Mission unter Drohungen ab. Bischof Adalbert mußte sich mit seinen Begleitern zurückziehen. Nach der Überlieferung ist Bischof Adalbert dabei von den Preußen verfolgt worden. Der Führer der Verfolger hatte dem Berichte zufolge einen Bruder durch die Polen verloren (53). Das wirkte sich jetzt verhängnisvoll für Adalbert aus, da er auch noch mitgeteilt hatte, daß er mit Unterstützung des Polenherzogs gekommen sei (54). Und verbarg sich etwa hinter dieser, von dem Polenherzog unterstützten Mission eine politische Absicht, in Preußen festen Fuß zu fassen (55)? Dieser Anführer der Verfolger, der auch als Priester bezeichnet wurde, ließ Adalbert, nachdem er vorher geschlagen worden war und unter mißachtenden Gebärden der Krieger noch eine Messe hatte zelebrieren können (Taf. 92), auf einen Hügel führen – wo im allgemeinen geopfert wurde – und warf dann als erster seine Lanze auf den Bischof. Sechs weitere Lanzenstiche erhielt Adalbert durch die Begleiter des Anführers. Schließlich wurde der Bischof mit der Axt enthauptet (Abb. 8). Aus dem ganzen Vorgang des Rachenehmens und Tötens, wie des Kopfpfählens in der folgenden Szene, dürfte man an die nordgermanische Blutrache und an einen rituellen Mord, an ein Neidingswerk denken.





Abbildung 4 (oben). Schiffsdarstellung auf der Bronzetür der Kathedrale von Winchester. Nach Romola und R. C. Anderson. The Sailing-Ship 1926, Tafel 2. Abbildung 5 (unten). Bischof Adalberts Auseinandersetzung mit dem Anführer der Preußen. Nach A. Goldschmidt a. a. O. Tafel 91

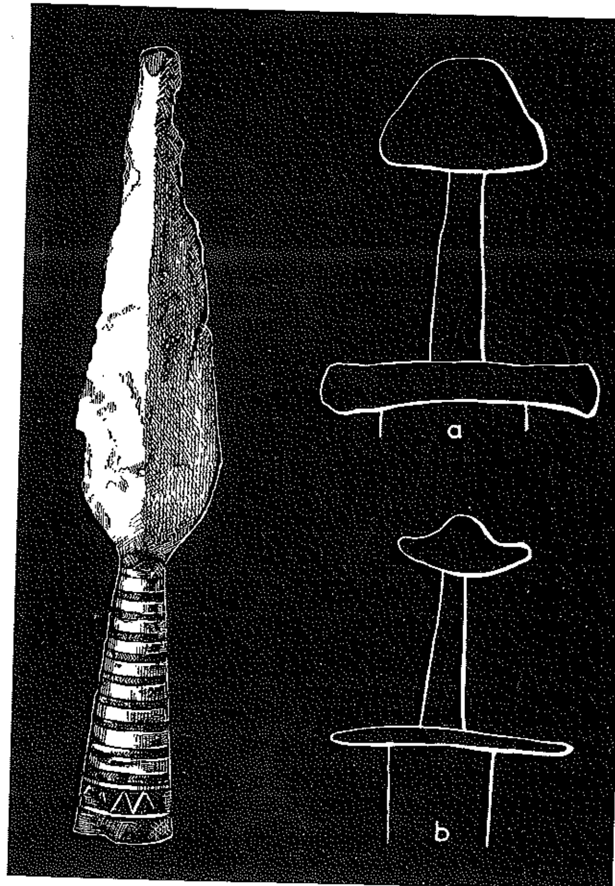


Abbildung 6. Verzierte Lanzenspitze von Laptau, Kr. Fischhausen, Ostpr. Abbildung 7a. Schwert aus Dollkeim, Kr. Fischhausen. Abbildung 7b. Schwert aus der Weichsel bei Marienwerder

Abbildung 8 (rechts nebenstehend). Bischof Adalberts Enthauptung. Nach A. Goldschmidt a. a. O. Tafel 95

Zunächst ist noch die Axt, die bei der Enthauptung benutzt wird, näher zu betrachten. Es gibt ja die verschiedensten Formen von Axten, bei denen man die Herkunftsfrage der einzelnen Typen genau festlegen kann (Abb. 9). Die Axt, mit der Bischof Adalbert getötet wird, ist eine Bart-Axt mit Widerhaken an der der Schneide gegenüberliegenden Ecke. Diese formverzierte Axt (56) kommt weder bei den Tschechen, noch bei den Polen oder Liutizen, sondern besonders im Kreise Fischhausen des Samlandes und dann auch auf Gotland vor. Es ist die gleiche Erscheinung, die wir vorhin bei den andern Waffen haben feststellen können. Immer wieder zeigt sich im Fundmaterial des 10. und 11. Jahrhunderts bis zur Ordenszeit, daß das alte Preußenland in enger Anlehnung an den Norden dem Vordringen der slawischen Wellen seine Eigenwilligkeit und Selbständigkeit entgegensetzte, ja ein festes Bollwerk bildete, das sich auch in den folgenden Zeiten den Slawen gegenüber behauptete. In allen Gebieten des alten Preußenlandes sind sowohl Breit- als auch Bartäxte durch langen schmalen Hals und durch Langziehen der Schneide gekennzeichnet. Doch wie gesagt, allein im Samland wurden die verschiedenen Abwandlungen dieser Bartäxte mit Betonung und Verzierung der der Schneide gegenüberliegenden Ecke gefunden. Das ist ein Zeichen dafür, daß diese Axt gerade dort beliebt war. Für die Frage nach dem Ort des Martyriums des Bischofs Adalbert, wie für die Ursprungsfrage der Tür ist diese Feststellung sehr wichtig.
Auf dem folgenden Bild der Bronzetür (Abb. 10) ist ein Baum mit gedrungenem, knorrigen Stamm, der eine runde Baumkrone mit fünfzipfeligen Blättern trägt, dargestellt. Es kann

in diesem Falle nur eine Eiche sein im Gegensatz zu dem schlanken Stamm, auf den das Haupt des Bischofs Adalbert gesteckt ist. Zwischen Eiche und Baumstumpf scheint die Leiche auf einem Brett aufgebahrt zu sein. Im Hintergrund sitzt in der Spitze eines kleineren Baumes ein Vogel, wohl ein Habicht, in Seitenansicht dem gepfählten Kopfe zugewandt. Die Legende berichtet, daß ein Adler die Wache hielt, damit der Kopf nicht anderen Vögeln zum Fraße diene. Nach den Berichten wurde das Haupt auf einen Pfahl gesteckt und der kopflose Körper ins Wasser geworfen (57). Die ganzen Umstände der Enthauptung und des Kopfpfählens in der eigenartigen Umgebung, wie das Versenken des Körpers ins Wasser weisen auf Bestrafung für ein Neidingswerk und auf eine Kult- und Thingstätte im Samlande hin. W. Gaerte (58) schreibt: „Um zur Kenntnis der altpreußischen Kultorte zu gelangen, stehen uns zwei Wege zu Gebote: Das literarisch überlieferte Material und die Bodenaltertümer. Wenn wir die erstgenannten Belege überblicken, so fällt sofort ins Auge, daß fast immer eine Eiche oder Tanne, also ein heiliger, dem jeweiligen Gotte geweihter Baum und ein großer Stein davor im Kulte eine Rolle gespielt haben. Ausführlich berichtet Prätorius Ende des 17. Jahrhunderts von einem offenen Heiligtum an der Zamaitischen Grenze: ‚Auf der Seite nach Zamaitschen wird eine Eiche, dabei etwa fünf Schritt davon ein ziemlich großer Stein. Nicht weit von dem Stein ist eine hohe Stange zum wenigsten acht Klafter hoch gesetzt, worauf ein Ziegenfell ausdehnt, über dessen Haupt ein großer Pusch von allerhand Getreide auch Kraut gemacht gewesen.' ... Es ist nun interessant zu bemerken, wie sich die literarischen Zeugnisse mit den Bodenaltertümern decken. Im Jahre 1924 ist im Kreise Johannisburg eine Stätte entdeckt worden, die wir als Kultplatz der alten Preußen ansprechen dürfen. Der ganze Platz, im Walde gelegen, ist kreisförmig, und mißt im Durchmesser 20 Meter. Auf seiner Peripherie standen einst – heute sind sie umgefallen – spitz zulaufende etwa 1 Meter hohe Steine, zwischeneinander einen gemäßigten Zwischenraum lassend. Inmitten des Kreises befindet sich der Stumpf einer uralten Tanne, davor ein großer platter Stein." Der kurze Bericht des Prätorius und der Befund der Bodenaltertümer bestätigen in jeglicher Hinsicht das vorhin Gesagte über die Stätte der Baum- und Pfahlverehrung des Ahnenkultes. Auch sonst wird von der Baum- und Pfahlverehrung der



Wikinger in ihrer Heimat, wie in den slawischen Gebieten berichtet (59). Immer wieder hören wir, wie vor der Eiche Opfer gebracht und Feuer gebrannt werden (Abb. 11). Und wie wir weiter sehen werden, muß Adalbert verbotenermaßen einen heiligen Hain betreten, oder Baumfrevel oder sonst ein Kultverbrechen begangen haben (60).

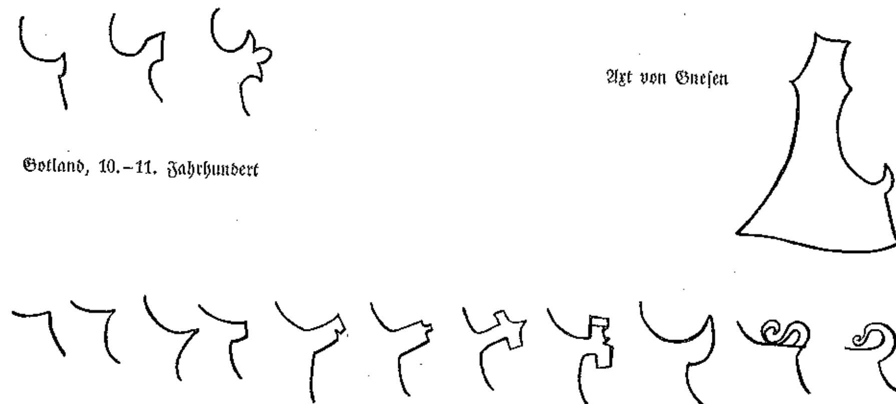


Abbildung 9. Ostpreußen, Samland, 10.–12. Jahrhundert. Bartäxte mit Verzierung der der Schelde gegenüberliegenden Ecke

Nach dem Friesen- und Sachsenrecht wurde nämlich eine Verletzung der Kultstätte als Neidingswerk angesehen und mit dem Opfertod geahndet (61). Wer an dem heiligen Platz frevelte, war vargr i véum (Wolf im Heiligtum) (62). Als der Missionar Willehad in Sachsen an den Götterbildern sich vergriff, ließen die Eingeborenen ihn peitschen und verurteilten ihn zum Tode. In Schweden wurde um 1030, also zur Zeit Adalberts, der englische Glaubensbote Wolfred, der ein Kultbild des Thor auf dem Thing in Stücke geschlagen hatte, durch zahllose Hiebe und Stiche des erbitterten Volkes getötet. Den Leichnam verstümmelte man und versenkte ihn in einen Sumpf (63). Adam von Bremen berichtet, daß die Missionare unter den „Sembi vel Pruzzi" (Samländer oder Preußen) sich frei bewegen konnten, nur der Zutritt zu den heiligen Hainen und Quellen, von denen sie glaubten, daß sie allein schon durch die Gegenwart der Christen beschmutzt würden, sei ihnen verwehrt (64). Die Religiosität der Preußen wie der Wikinger wurde hauptsächlich von der Gestaltung des Kultlebens bestimmt. Darum hielt man gegen fremde Einmischung in das Kultleben stets Wache und schreckte nicht davor zurück, jeden Frevel, der die Bedingung für den Bestand dieses Lebens in Frage stellte, streng zu ahnden (65). So ist das ganze Vorgehen gegen den Bischof sehr erklärlich.

Das Versenken des Körpers in einen Sumpf oder in ein Gewässer, von dem schon berichtet wurde, war alter Brauch (66) und ist darum bei Adalberts Tötung ohne weiteres zu verstehen. Aber auch das Verfahren, das vom Rumpf getrennte Haupt auf einen Pfahl zu spießen, war altüberkommen und wurde meist als Strafe für Baumfrevel geübt (67). So heißt es z. B. verschiedentlich in den Weistümern Niedersachsens „wann einer eine eiche den poll abhauete, was seine strafe? resp. dem soll man den kopf abhauen, und in die stelle setzen." (68) Auf Grund des verübten Neidingswerkes wurde der Bischof Adalbert als Neiding (69) angesehen und sein Haupt wurde zum Neidkopf, um vor weiteren ähnlichen Vorfällen abzuschrecken. Die Sitte der Neidköpfe war in Norddeutschland und in Skandinavien weit verbreitet (70).

Wie gesagt, verehrten die alten Preußen den heiligen Hain und besonders die Eiche, die dem Donnergott Perkunas geweiht war und sich auch auf den Kultstätten befand (71) (Abb. 11). Während Wikinger und Preußen im Glaubensleben tolerant waren (72), zeigten sie sich im Kultleben als sehr empfindlich. Diese empfindliche Seite muß demnach der Bischof

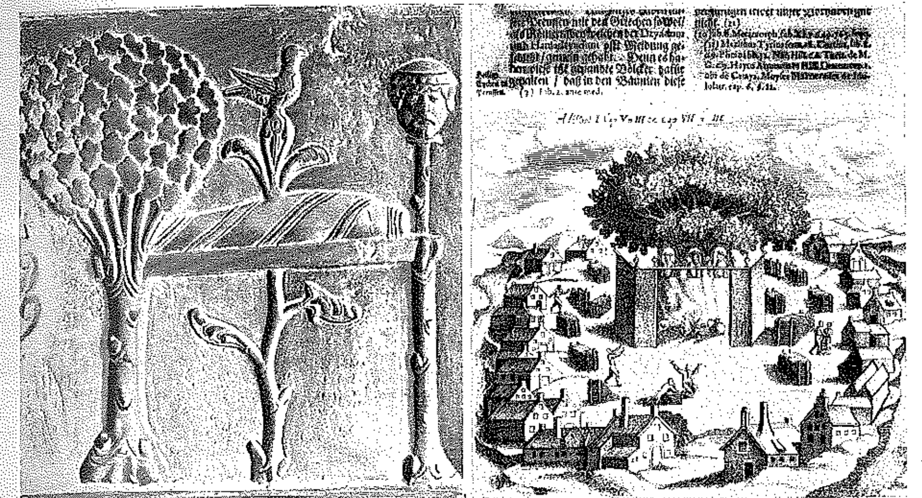




Abbildung 10 (oben links). Auf altpreußischer Kult- und Gerichtsstätte. Nach A. Goldschmidt a. a. O. Tafel 97.
Abbildung 11 (unten). Die heilige Eiche zu Romove in Ostpreußen mit den drei Gottheiten und dem Feuer. Nach Chr. Hartknoch, Alt- und Neues Preußen. 1684, S. 116

Adalbert durch Wort oder Tat nach Ansicht der alten Preußen frevelnd verletzt haben. Dafür hat er nach Landessitte die daraufstehende Strafe auf der Gerichts- und Thingstätte erlitten. Kult- und Thingplatz hingen aufs engste miteinander zusammen, da jede Rechtsprechung einen religiösen Akt darstellte (73). Daß Adalbert schon im Lande des Pommerellenfürsten an einer alten Kultstätte gepredigt hat, ist überliefert (74) und auch sonst allgemein



Brauch bei der Mission der Germanen gewesen (siehe die heilige Eiche von Geismar). Wie der Baumfrevel von seiten der Kirche als eine besondere Tat verherrlicht wurde, zeigt eindeutig das Kilianstandbild in Würzburg (Abb. 12). Abt Kilian pflanzt auf den Stumpf einer gefällten Eiche das Kreuz auf, während er den Fuß auf die Brust einer Frau, der Mutter Erde, setzt, aus deren Schoß die Eiche wächst (75). Adalbert hätte sich als Missionar über die Tragweite seiner Handlungsweise im Klaren sein müssen. Er hat das Martyrium gesucht und hat es gefunden (76).

Die Verbindung zwischen dem Stab des Criwen und der Kult- und Thingstätte ist eindeutig und sinnvoll. Im Zusammenhang mit diesen Ereignissen im Samland steht wohl einerseits die Überlieferung, daß das Haupt Adalberts bei der Rückbringung durch einen in Pomerellen wohnenden preußischen Kaufmann in einer hohlen Eiche versteckt worden war, und wohl anderseits auch die Bezeichnung des Klosters „Bei der Eiche", wie Längenheim (77) annimmt.

Zum Schluß der Betrachtung dieser Bilder auf der Bronzetür zu Gnesen sei noch auf das folgende Bild (Abb. 13), (Tafel 98 bei Goldschmidt) hingewiesen, da es auch sehr aufschlußreich ist. Die Preußen verkaufen den Leichnam des Bischofs Adalbert an den Herzog Boleslaw von Polen. Dabei bedienen sie sich einer Waage, mit der das Geld nach Art des Hacksilbers, das in der Zeit bei ihnen und den Wikingern noch bis ins 12. Jahrhundert als Zahlungsmittel galt, abgewogen ward. Solche Waagen (Abb. 14) sind in Ostpreußen (78), wie



Abbildung 12 (links). Standbild des hl. Kilian zu Würzburg. Nach A. Detering, Die Bedeutung der Eiche seit der Vorzeit. 1939, S. 149. Abbildung 13 (oben). Die Preußen verkaufen Adalberts Leichnam an den Herzog von Polen. Nach A. Goldschmidt a. a. O. Tafel 98

im Weichsel- und Odergebiet vielfach gefunden, aber ihre größte Häufigkeit ist gerade im Samland festzustellen.

Während das Geld abgewogen wird, stehen sich der Herzog Boleslaw mit seinem Gefolge und der Anführer der Preußen mit seinen Begleitern, beide mit den Händen gestikulierend, gegenüber. Zu beiden Seiten sind jeweils sechs Personen dargestellt. Die Unterschiede der Personen sind gut gekennzeichnet. Die Preußen haben wieder lange Schnurrbärte, sind mit dem Wamsrock, der bis an die Kniee reicht, bekleidet und halten ihre kleinen spitzovalen Schilde. Der Herzog trägt eine Krone auf dem Haupte und, mit einigen seiner Höflinge, den langen Umhang. Hinter dem Herzog steht ein Höfling mit einem Stirnband und mit einem an die Schulter gelegten Schwerte. Diese Darstellung ist insofern wichtig, weil daran die deutsche Art zu erkennen ist, wie das Reichsschwert – so auch das Mauritiusschwert – dem Kaiser bei feierlichen Anlässen vorangetragen wurde (79). Der Herzog von Polen vertrat in diesem Falle als „patricius" den Kaiser Otto und dessen Sache, die von Magdeburg, dem Mittel- und Ausgangspunkt des Mauritiuskultes auch in politischer Hinsicht den ganzen Osten in die deutsche Reichspolitik einbezogen (80). Die beiden letzten Szenen bringen die Überführung des Leichnams und die Beisetzung desselben im Dom zu Gnesen.

Für die Beurteilung der Bronzetür zu Gnesen ist die Betrachtung der Einzelheiten und die sich daraus ergebenden Folgerungen ungemein wichtig. Der Künstler, der den Entwurf für

den rechten Flügel der Bronzetür gemacht hat, muß die Gegend an Ort und Stelle nicht nur besucht haben, sondern selbst aus dem Gebiet der Altpreußen stammen; denn sonst würde er niemals solche ortsgebundenen Eigenarten, wie etwa die an einer im Samland vertretenen Axt haben zeichnen können. Vor allem aber das starke wikingische Gepräge, das im ganzen Preußenlande – am stärksten im Samland – in Erscheinung tritt, hätte niemals so genau festgehalten werden können.

Man gewinnt den Eindruck, daß im Samland, im Kreise Fischhausen, eine Stätte wie die Kaup mit dem großen Wikingergräberfeld Ort der Handlung, des Marktes mit dem befestigten Gehöft, gewesen sein könnte. In diesem Zusammenhang dürfte auch für die Historiker die Frage geklärt sein, daß der Ort des Martyriums nicht bei Danzig, bei Kulm oder sonstwo, sondern nur im Samland liegen kann.

Was nun die einzelnen Szenen, die hier betrachtet wurden, über den Künstler und seine Umgebung aussagen konnten, trifft auch für die übrigen Bilder des rechten Türflügels zu, da derselbe in einem Stück gegossen ist. Es sei noch einmal bemerkt, daß der rechte Türflügel sich von dem linken hinsichtlich des Stils, des Inhaltes der Szenen, wie der technischen Behandlung wesentlich unterscheidet.

Schon Goldschmidt hat festgestellt, daß man in Sachsen nichts findet, was dem Gnesener Relief stilistisch irgendwie nahekommt. Auch die Bronzetüren von Hildesheim (81) und Verona (82) stehen mit denen von Gnesen in keinem ursprünglichen Zusammenhang. Goldschmidt verweist auf einige Handschriften, die sich im Domschatz zu Gnesen befinden, und von denen die eine in der Überlieferung das Meßbuch des heiligen Adalbert genannt wird und wohl böhmischen Ursprungs ist. Ich sehe auch in dem Evangeliar aus dem Ende des 11. Jahrhunderts (83) (1085–1090) keinen zwingenden Hinweis für einen Zusammenhang mit den Darstellungen auf der Bronzetür zu Gnesen, zumal Waffen und Tracht der Krieger nicht in gleichem Maße wie auf den Szenen der Bronzetür zu Gnesen mit den Ergebnissen der Frühgeschichtsforschung übereinstimmen. Wenn auch die Umrahmung der Bilder an der Bronzetür fremd anmutet und der christlich-orientalischen Kunstströmung entspricht, so zeigt sie doch hinsichtlich des Rankenwerkes und der Tierdarstellungen eine nordgermanische Art, die uns in der gleichzeitigen Kunst des Nordens nicht unbekannt ist. Es spricht alles dafür, daß der Künstler, der die Szenen entworfen hat, aus dem Preußenland stammt, und es spricht vieles dafür, daß dieser rechte Türflügel in Magdeburg – auch unter Heranziehung von Handwerkern aus dem Preußenland – gegossen worden ist, wo im 12. Jahrhundert einerseits der monumentale Bronzeguß gepflegt und von wo aus anderseits die von Otto dem Großen gestellten Aufgaben im Osten wieder besonders eifrig betreut wurden. Trotzdem können Künstler und Handwerker auch aus anderen Gegenden mit denen Magdeburg in kirchlicher Verbindung stand, für die Fertigstellung der ganzen Tür hinzugezogen worden sein. So haben wir in dem rechten Flügel der Bronzetür zu Gnesen ein wichtiges Dokument der ältesten Darstellungen großer Ereignisse mit weitreichenden Verbindungen im deutschen Osten zu sehen.

Bei unserer Betrachtung der Bronzetür haben wir diese aus ihrer engen Umgebung, dem Portal, gelöst, so daß sie wie ein abgetrenntes und daher ihres pulsierenden Lebens beraubtes Glied erscheinen möchte. Auch in Gnesen an Ort und Stelle angeschaut, kommt sie in dem spätgotischen Ziegelbau, der in der äußeren und inneren Erscheinung durch Bauausführungen des 17. und 18. Jahrhunderts beeinflußt ist, nicht zu der ihr gebührenden Geltung (84); denn man hat diese Türe aus dem einstigen romanischen Portal in diesen Bau hinübergerettet. Schon bei den Germanen hatte die Tür mit dem Ring an dem Heiligtum eine besondere Bedeutung. Wie zum Beispiel an der Tür des Heiligtums zu Hlade die Norweger auf den Ring unter Anruf Thors ihre Eide ablegten, taten es die Asen auf die Ringe an dem Tore Walhalls und des trüben Niflheim (85). Es gibt eine ganze Zahl solcher frühmittelalterlichen Kirchentüren, die die alte Überlieferung der Heiligtümer fortsetzten, mit bildlichen Darstellungen aus der Sagenwelt und dem germanischen Glaubensleben in Holz geschnitzt oder aus Eisen geschmiedet (86). Diese Türen muß man im Zusammenhang mit dem Portal betrachten, um sie ganz zu verstehen. Für den mittelalterlichen Menschen nämlich war das

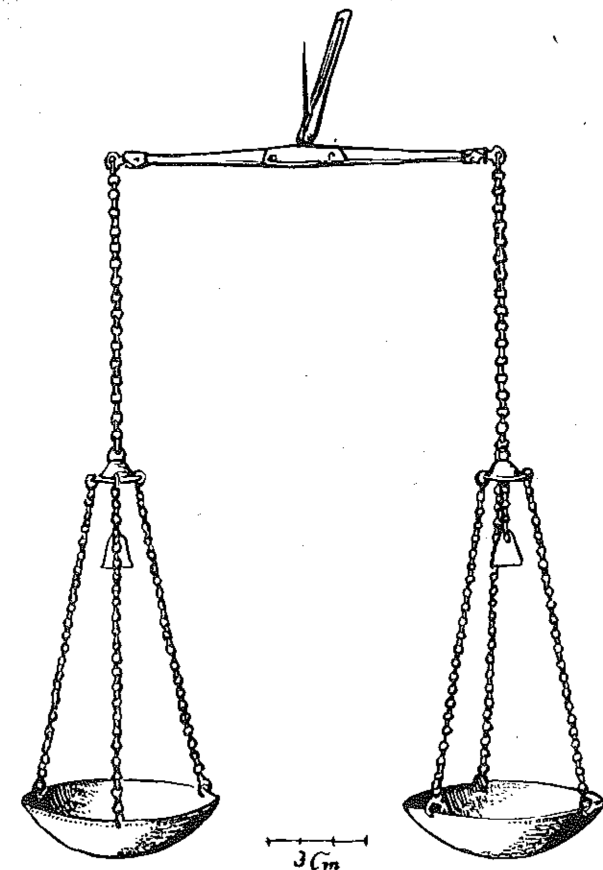


Abbildung 14. Waagschale aus Eislierhen, Kr. Fischhausen. Nach W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußen, S. 335

Portal nicht nur ein Eingang in die Kirche, sondern es gab zugleich den Hintergrund ab für einen wichtigen Platz vor der Kirche. Wie später der erhöhte Altar in der Apsis der gotischen Kirche, wollte die Bronzetür mit ihren vielen Bildern in dem romanischen Stufenportal bei besonderen Anlässen in andächtigem Verweilen angeschaut sein. Die Einwohnerschaft der Stadt, die Gemeinde, das Volk hat sich bei Festlichkeiten, bei Handlungen weltlicher und kirchlicher Art auf dem Platz vor dem Stufenportal eingefunden (87). Hier war eine Stätte des mittelalterlichen Gerichts (88). Dort wurden Verlöbnis und Ehe geschlossen. Dort fanden Staatshandlungen statt. Bei allen diesen Ereignissen und Handlungen war das Portal mit den bronzenen Türen nicht „Schmuckwand und Raumgrenze, sondern eine Wert-verleihende, ja eine Wert-gebärende Wand" (89). Wie bei den germanischen Heiligtümern die geschnitzte Tür, bildete hier die Bronzetür mit ihren zahlreichen Bildern gleichsam ein Programm der Stätte, zu der sie hineinführte.

Das war in Gnesen die Stätte, zu der Kaiser Otto III. im Jahre 1000 wallfahrte. Es wird auch die Stätte gewesen sein, wo der Polenherzog Boleslaw Chrobry durch Verleihung einer Nachbildung der heiligen Lanze (jetzt im Domschatz zu Krakau) zum „patricius" des Kaisers ernannt wurde, damit er ihn in staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten vertrete (90). Dieser Akt war ein Sinnbild der engen Bindung Polen an das Reich, dessen Gesicht in diesen Jahrhunderten gerade auch nach dem Osten gewandt war.

(1) Leipzig 1939. – (2) H. Jankuhn „Zur Entstehung des polnischen Staates", Kieler Blätter 1940, S. 73 ff. – (3) H. Jankuhn, Der Wikingerfund aus Libau in der Prov. Posen. Altschlesien V, 1934, S. 309 ff. – Hinsichtlich der Ausstattung könnte man dem Grab von Libau dasjenige von Warmhof bei Mewe zur Seite stellen. W. La Baume in Volk und Rasse I. 1926, Abb. 7. – K. Langenheim in Elbinger Jahrbuch 11, 1933, Abb. 9. – (4) P. Paulsen, Axt und Kreuz, S. 34 f. u. Fundkarte II. – (5) Vgl. G. Sappok, Zur Entstehungsgeschichte des

polnischen Staates. Zeitschr. d. Ver. f. Geschichte Schlesiens, Bd. 70, 1936, S. 414 ff., mit einem umfangreichen Literaturbericht. – (6) Przeglad Archeologiczny, Posen 1937, Bd. VI, Taf. 11, 2. – (7) P. Paulsen, Axt und Kreuz, S. 135 ff. – (8) P. Paulsen a. a. O., S. 80 ff. und Fundkarte XII. – (9) P. Paulsen a. a. O., Fundkarte XIa und b. – (10) P. Paulsen a. a. O., S. 228 f., 241 f. – (11) K. Vogt, Die Burg in Böhmen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Anstalt f. sudetendeutsche Heimatforschung 1939. – (12) H. Uhtenwoldt, Die Burgverfassung in der Vorgeschichte und Geschichte Schlesiens. 1938. – K. Langenheim, Die Bedeutung der Wikinger für Schlesiens Frühgeschichte. Altschlesien 6, 1936, S. 273 ff. – Sehr wichtig die Ausgrabungen von Oppeln durch Raschke. – Fr. Schilling, Ursprung und Frühzeit des Deutschtums in Schlesien und im Land Lebus. 1938, S. 2 ff. – E. Petersen, Der Ort Nimptsch und seine Bedeutung für Schlesiens Frühgeschichte. Jomsburg I, 1937, S. 11 ff. – Derselbe, Die germanische Frühzeit des Ostens im Lichte des neueren Schrifttums zur Vor- und Frühgeschichte. Jomsburg II, 1938, S. 384 ff. – (13) Vgl. dazu auch Untersuchungen über das Piastengeschlecht und den sonstigen Adel germanischer Herkunft in Schlesien. – F. v. Heydebrandt, Die Bedeutung des Hausmarken- und Wappenwesens für schlesische Vorgeschichte und Geschichte Altschlesiens 6, 1936, S. 339 ff. – Derselbe, Die bildlichen Darstellungen auf Prunkwaffen germanisch-slawischer Berührungsgebiete und ihre Bedeutung für die genealogische Geschichtsforschung Altschlesiens. 8, 1939, S. 139 ff. – (14) In diesem Zusammenhang ist hinzuweisen auf mehrere Schwertfunde dieser Gegend. Vgl. J. Kostrzewski, Quatre épées de fère des Vikings trouvées en Grande-Pologne. Liber Saecularis Dorpat 1938, S. 278 ff. – So schreibt H. A. Knorr über „Hacksilberfunde im Weichsel- und Wartheraum". Mannus 1940, S. 438: „Die Gruppierung um Gnesen-Posen herum ist in erster Linie der Ausdruck einer außerordentlichen Bedarfsquelle, die im Herz des großpolnischen Reiches nicht auffällig wirkt." S. 437: „Die ersten Träger des Handels (im 10. Jahrhundert) waren, und das können wir jetzt aus den jüngsten Ergebnissen sicher entnehmen, wohl in erster Linie Schweden und Gotländer. Für sie war der Weichselweg für einen Handel mit Posen und Gnesen der gegebene. – (15) F. Schwidetzky, Rassenkunde der Altslawen, 1939, S. 35 f., 37, 43, 58 ff. – (16) E. Wienecke, Untersuchungen zur Religion der Westslawen, 1940. – Thede Palm, Wendische Kultstätten. Lund 1937. – (17) J. Kostrzewski u. a. Gniezno w Zaranie cbziejów, Posen 1939. – (18) Neue wertvolle Erkenntnisse wird uns wohl noch die Untersuchung des wikingischen Gräberfeldes unter dem jüdischen Friedhof in Lutomiersk bei Litzmannstadt bringen. – (19) K. Langenheim, Spuren der Wikinger um Truso. Elbinger Jahrb. XI, 1933, S. 262 ff. Weitere Literatur über Wikinger in Ostdeutschland siehe: K. Langenheim, Die neuen slawischen und wikingischen Bodenfunde in Ostdeutschland. Jomsburg I, 1937, S. 198 ff. – K. Langenheim, Nochmals „Spuren der Wikinger um Truso", Gothiskandza II, S. 52 ff. – (20) Br. Ehrlich und W. Neugebauer, Festschrift zur 4. Reichstagung für Vorgeschichte in Elbing, 1937. – (21) K. H. Wilde, Die Bedeutung der Grabung Wollin, 1934, 1939. – (22) W. Unverzagt und H. Brackmann, Zantoch, eine Burg im deutschen Osten. 1936. – (23) J. Kostrzewski u. a., Gród praslowianski w Biskupinie. Posen 1938. – (24) H. Jänichen, Die Wikinger im Weichsel- und Odergebiet, 1938, S. 41 ff. und Karte. – (25) G. Sappok, Die Anfänge des Bistums Posen und die Reihe seiner Bischöfe von 968–1498 in: Deutschland und der Osten, Bd. 6, 1937. – A. Brackmann, Magdeburg als Hauptstadt des deutschen Ostens im frühen Mittelalter, 1937. – Derselbe, Die politische Bedeutung der Mauritius-Verehrung im frühen Mittelalter. Sitz.-Ber. d. Preuß. Akademie d. Wiss. Phil. hist. Kl. 1937, XXX. – Derselbe, Kaiser Otto III. und die staatliche Umgestaltung Polens und Ungarns. Abh. d. Preuß. Akademie d. Wiss. Jg. 1939. Phil. hist. Kl. Nr. 1, 1937. – (26) Ad. Goldschmidt, Die Bronzetüren von Nowgorod und Gnesen, 1932. – J. Kohte, Die Kunstdenkmäler des Regierungsbezirkes Bromberg, 1897, S. 85 f. – (27) P. Paulsen, Axt und Kreuz, S. 115 ff. – (28) Darüber an anderer Stelle. – (29) Darüber wird der Verf. demnächst eine größere Untersuchung veröffentlichen. – (30) A. Goldschmidt, Die Bronzetüren zu Nowgorod und Gnesen, S. 27 ff. – (31) A. Goldschmidt, Die Bronzetüren von Nowgorod und Gnesen, Tafel 89 ff. – (32) H. G. Voigt, Adalbert von Prag, 1898, S. 149 ff. – (33) K. Langenheim, St. Albrecht bei Danzig – eine vorchristliche Kultstätte. Gothiskandza 1, 1939, S. 65 f. – (34) Die gleiche Darstellung des Schiffes finden wir im polnischen Wappen des Geschlechts der Korab. Fr. Piekosinski, Rycerstwo polskie. Krakau 1891. I–II, S. 584. – (35) Fr. Hufnagel, Der westgerm. Schiffbau. Germania 1940, S. 219 f. – (36) Über Schiffe mit Drachenköpfen vgl. R. Mielke, Neidingschriften und Neidsymbole. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1932, S. 179 ff. – P. Paulsen, Stevenverzierung eines Wikingerschiffes aus der Schelde bei Termonde. Germanien 1939, S. 385 ff. – (37) H. Conwentz, Das Wikingerboot von Baumgarth. Bl. f. deutsch. Vorgesch. Danzig 1924, Heft 2. – Fr. O. Busch und H. Docter, Germanische Seefahrt, 1935, S. 248 ff. – O. Lienau, Ausgrabung und zeichnerische Wiederherstellung d. frühgeschichtl. Bootes vom Ufer des Lebasees bei Lebafelde, Kr. Lauenburg i. Pomm. Monatsbl. d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Altertumskunde, 53, 1939, S. 145 ff. – (38) Obwohl bisher nur eine vollständig erhaltene Stevenverzierung zutage getreten ist, dürfte man trotzdem annehmen, daß auch Oder- und Weichselschiffe solche Verzierung getragen haben können. – (39) W. Gaerte: Urgeschichte Ostpreußens, S. 362: „Den Criwen verehrten sie als Papst, weil er, wie der Papst, die ganze Kirche der Gläubigen regiert, so nach seinem Willen und Befehl nicht nur die genannten Völker (Preußen), sondern auch die Litauer und andere Völker Livlands regiert wurden. Er hatte ein solches Ansehen, daß nicht nur er selbst oder jemand seines Blutes, sondern auch irgend ein Bote, der mit seinem Stabe oder irgend einem anderen Kennzeichen in das Gebiet der genannten kam, von den Königen, den Edlen und dem gemeinen Volke ehrerbietig aufgenommen wurde." – (40) Die Gegensätze treten dadurch noch mehr hervor, daß die übrigen Krieger nicht, wie auf den vorhergehenden Bildern, bewaffnet sind. Nach dem Bericht des Kanaparius heißt es bei Voigt a. a. O. S. 163: „Halte es für etwas Großes", sagten sie (die Preußen), „daß du (Adalbert) bis hierher ungestraft gekommen bist, und wie schneller Rückzug dir Hoffnung auf Leben schaffen wird, so kurzer Verzug Schrecken des Todes. Uns und diesem ganzen Reiche, dessen Eingang wir sind, gebietet ein gemeinsames Gesetz und ein und dieselbe Lebensordnung. Ihr aber, die ihr eines andern und unbekannten Gesetzes seid, werdet morgen enthauptet werden, wenn

ihr nicht in dieser Nacht davon geht." – Das spannungsvolle Zusammentreffen zwischen Germanen und Christen veranschaulicht uns besonders der Bildstein von Lindisfarne. P. Paulsen, Der Fund von Leckhus. 1937, S. 6. – (41) H. Meyer, Das Wesen des Führertums, 1938, S. 27. – Dieses Symbol in Händen des Criwen steht im engen, inneren Zusammenhang mit der Kult- und Thingstätte, die wir gleich näher betrachten werden. – E. Meyer, Germanische Geschlechtsverbände. Zeitschr. f. Rechtsgeschichte, 57. German. Abt. 1924, S. 60 ff., ist der Ansicht, daß die Lanze, der mit einer Spitze (gaisa) versehene Stab (gisil), also nichts anderes als die als Klage- und Geschlechtssymbol verwendete Waffe der Vormetallzeit ist. – (42) J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer I, 4, S. 335. – (43) Über den Stab vgl. H. v. Amira, Der Stab in der germanischen Rechtssymbolik. Abhandlungen d. Bayr. Akademie d. Wiss. Philos. Hist.-Kl. Bd. 25, 1911. – (44) W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, 1929, S. 342. – (55) A. Hofmeister, Das Leben des Bischofs Otto von Bamberg. 1928, S. 45. Vgl. auch E. Wienecke, Untersuchungen zur Religion der Westslawen, Leipzig 1940, S. 199 f. – (46) A. Hofmeister a. a. O. S. 33: „Bis zu dieser Zeit wurde nämlich – ich weiß nicht, ob man weinen oder lachen soll – von Julinern die Lanze Julius Caesars ehrfurchtsvoll aufbewahrt und verehrt. Sie war so vom Rost mitgenommen, daß das Eisen zu nichts mehr zu gebrauchen war. Der Bischof jedoch wollte diese Lanze für 50 Talente Silber kaufen, um sie von diesem großen Irrtum zu befreien. Jeden Verlust an Gütern achtete er gering, wenn nur die Helden den Schwindel verkauften und dafür ihr Heil kauften. Der Bischof dachte dies als treuer und kluger Kaufmann zu tun, dem es sich um das Heil der Seelen handelt; die Heiden aber wiesen das als Gottlose und Ungläubige heftig zurück: die Lanze sei von göttlicher Art, nichts Vergängliches und Hinfälliges sei ihr vergleichbar, und deshalb sei sie ihnen um keinen Preis feil; auf ihr beruhe offenkundig ihre Sicherheit, der Schutz des Vaterlandes und die Gewähr des Sieges." – (47) P. Paulsen, Die Wikingerlanze von Termonde. Mannus 1937. S. 405 ff. – Derselbe, Wikingerwaffen im Baltikum und ihre symbolische Bedeutung. S. 152 ff. Conventus primus. Riga 1938. – (48) H. Ljungberg, Die nordische Religion u. d. Christentum, 1940, S. 219 ff. – (49) So wurde auch auf dem Siling, dem heiligen Berg der Vandalen, bei der Untersuchung des Fundamentes der Bergkirche eine Lanzenspitze gefunden. – E. Petersen, Neue Grabungen auf dem Siling. Nachrichtenbl. f. deutsch. Vorzeit, Jg. 13, Heft 10/11, 1937, S. 271 f. – (50) P. Paulsen, Wikingerfunde aus Ungarn. Budapest 1933, S. 7 ff. – (51) Jetzt im Domschatz zu Krakau. – (52) A. Brackmann, Kaiser Otto III. und die staatliche Umgestaltung Polens und Ungarns, S. 13 ff. – (53) H. G. Voigt, Adalbert von Prag, S. 181 f. – (54) H. G. Voigt a. a. O., S. 163. – (55) A. Castellieri, Die Weltstellung des Deutschen Reiches 911–1047, 1932, S. 229 f.

(56) P. Paulsen, Axt und Kreuz, S. 47. – (57) H. G. Voigt, a. O., S. 171, 186. Um zu beweisen, daß der Körper noch vorhanden war, hat der Künstler dieses Bild der Aufbewahrung gewählt, um so die Überführung der Leiche nach Gnesen darstellen zu können. – (58) Urgeschichte Ostpreußens, S. 361. – (59) P. Paulsen, Axt und Kreuz, S. 198, 205 f., 209. – Vgl. besonders H. Meyer, Menschengestaltige Ahnenpfähle aus germanisch- und indogermanischer Zeit. Festschr. Ulrich Stutz, Germanist. Abt. 1938, und R. Much, Holz und Mensch. Wörter und Sachen I. 1909, S. 39 ff. – (60) J. N. Pawlowski schreibt a. a. O., S. 10: „Betend und Psalmen singend durchzogen sie am folgenden Morgen einen Wald und kamen endlich auf ein freies Feld, wo sie das Meßopfer verrichteten, nicht ahnend, daß sie den heiligen Wald durchwandert hatten und sich auf dem Felde von Romove befanden, welches nur die Götzenpriester betreten durften." – Weitere Beispiele der Verehrung der heiligen Haine und Bäume in Ostpreußen bringt Chr. Hartknoch, Alt- und Neues Preußen. 1684, S. 115 ff. – (61) K. v. Amira, Die germanischen Todesstrafen. Abh. d. Bayr. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1922, S. 77 (Vgl. Willibrord bei den Friesen und Willehadschüler bei den Sachsen). – (62) H. Ljungberg, Die nordische Religion und das Christentum 1940, S. 208 ff. und noch andere Beispiele. – (63) B. Schmeidler, Adam von Bremen, 1917, S. 122. – (64) B. Schmeidler, Adam von Bremen, Hamburgische Kirchengeschichte, 3. Ausg. 1917, S. 246, Schol 118, 122. „Usque hodie profecto inter illos, cum cetera omnia sint communia nostris, solus prohibitur accesso." – Vgl. H. Ljungberg, a. a. O. S. 210. – (65) H. Ljungberg a. a. O. S. 184 ff., wo die Unterschiede zwischen Glaubens- und Kultleben besonders beleuchtet werden. – (66) K. v. Amira, a. a. O. S. ??, vgl. auch die vielen Moorleichen. – (67) K. v. Amira, a. a. O. S. 129 f. – (68) J. Grimm, Weistümer III, 1842, S. 302, 305; IV, 1863, S. 666. – (69) W. Grönbech, Kultur und Religion der Germanen I, 1937, S. 260 ff. – (70) R. Mielke, Neidinschriften und Neidsymbole im Niederdeutschen. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1932, S. 178 ff. – K. Zarausch, Der Zauber in den Isländersagas. Zeitschr. f. Volkskunde. N.F. I, 1929, S. 264 f. – R. Mielke, Der Neidkopf. Brandenburgia 1898, S. 1898, S. 286 ff. – E. v. Freydorf, Neidkopf und Krone zu Berlin. Brandenburgia 1901/02, S. 375 ff. – Über die verschiedene Bedeutung des Pfahles vgl. besonders H. Meyer, „Heerfahne und Roland", Schild-Nachrichten von der Ges. d. Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-Hist. Kl. 1930, S. 460 ff. – (71) W. Mannhardt, Letto-Preußische Götterlehre. Magazin der lettisch-literarischen Gesellschaft. XXI. Riga 1936, S. 10, 34, 41, 134 ff., 194, 197, 206, 216 f. – Vgl. besonders H. Detering, Die Bedeutung der Eiche seit der Vorzeit. 1939, S. 115 ff. – Chr. Hartknoch, Alt- und Neues Preußen, 1684, S. 116 f. – (72) Das ließ der Beginn der Missionstätigkeit auf Taf. 90 auch schon erkennen. – (73) Die Steine auf der Kultstätte im Kreise Johannesberg, von denen Gaerte berichtet, sind die besten Zeugen einer Thingstätte. Vgl. dazu Thingplatz bei den Königsgräbern von Jellinge. Jütland. – Vgl. besonders H. Meyer, Das Handgemal. Forschungen z. Deutsch. Recht I, 1, 1935. – (74) Miracula Sancti Adalberti Martino. Herausgeg. von M. Toeppen. Script. II, 1863, Stück 5. – (75) Vgl. A. Detering, a. a. O. S. 149. – (76) Auch sein Biograph gibt wiederholt Hinweise, daß sich Adalbert den Märtyrertod gewünscht habe. H. G. Voigt, a. O. S. 167. – (77) K. Langenheim, St. Albrecht bei Danzig – eine vorchristliche Kultstätte –. S. 65 f. – (78) W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, S. 335, Waagen und Gewichte. (79) Die gleiche Übereinstimmung und Nachahmung finden wir auf Tafel 78, wo Adalbert von Otto II. den Bischofsstab empfängt – hinter dem thronenden Kaiser steht ein Schwertträger – und auf Taf. 85, wo Adalbert vor dem Herzog von Polen erscheint –. Dort steht hinter dem

thronenden Herzog in gleicher Weise der Schwertträger. – (80) Vgl. S. 6 f. – (81) H. Goldschmidt, Die deutschen Bronzetüren des frühen Mittelalters, 1926. – (82) H. Böckler, Die Bronzetür von San Zeno. 1931. – (83) Stanislawa Sawicka in Bulletin de la société Francaise de reproductions de manuscrits a peintures. Paris 1938, S. 256 und Taf. XXXVIII. 52 Evangeliarium Codex Aureus circa 1085–1090 – Vgl. dazu eine kurze Behandlung der Kriegerausrüstungen in diesen Handschriften von Engel in der Zeitschrift für hist. Waffen und Kostümkunde, Bd. V, 1909, 11, S. 335 ff. – (84) J. Kohte, Die Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Bromberg, 1897, S. 73 f. – (85) P. Paulsen, Axt und Kreuz, S. 199 f. – (86) A. Romdahl, Rogslosadörren ach en grupp romanska smiden i de gamla Gotlandskapen. Fornvänen 1914, S. 231 ff. – W. Mehnert, Kirchentüren erzählen germanische Heldensagen. Germanenerbe, 1939, S. 66 f. – (87) H. G. Evers, Tod, Macht und Raum als Bereiche der Architektur, 1939, S. 168 ff. Kap. zum germanischen Stufenportal. – (88) E. Jung, Altgeweihte Stätten. Mannus – Erg. Bd. VI, 1928, S. 334 ff. – H. Meyer, Heerfahne und Rolandschild. Nachrichten von der Ges. d. Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-Hist. Kl. 1930, S. 517 ff. – Derselbe, Freiheitsroland und Gottesfrieden. Hansische Geschichtsblätter, 1931, S. 25 f. – (89) H. G. Evers, a. a. O. S. 189. – (90) A. Brackmann, Kaiser Otto III. und die staatliche Umgestaltung Polens und Ungarns. Abhandlungen der preuß. Akad. d. Wiss. Jg. 1939, Phil.-Hist. Kl. Nr. 1, S. 19 ff.

F. Altheim und E. Trautmann / Die Elchrune

1.

Im 43. Kapitel der Germania spricht Tacitus von der Stammesgruppe der Lugier, die sonst unter dem Namen der Wandalen auftritt. Fünf hauptsächliche Stämme werden als zu den Lugiern gehörig aufgezählt, an letzter Stelle die Naharvalen oder nach anderer Lesart die Naharnavalen (1). In deren Gebiet befand sich ein heiliger Hain mit altüberkommenem (2) Kult. Der Priester trug weibliche Kleidung, was um so merkwürdiger war, als die dort verehrten Götter den Dioskuren entsprachen. Ihr Name war Alcis. Kein Kultbild war vorhanden, auch keine Spur griechischen oder römischen Einflusses (3); man verehrte die Götter als Jünglinge und Brüder.
Als Stätte dieses Haines ist der Zobten bei Breslau festgestellt. Er lag im pagus Silensis, dem Gau der Silinge, die folglich ihrerseits den Naharnavalen gleichzusetzen sind (4). Den Namen Alcis hat jüngst H. Rosenfeld (5) als lateinischen Nominativ Pluralis gefaßt und ihn mit vorgerm. *alkis, germ. *algiz, anord. algr; vergl. ahd. elaho: „Elch" oder „Hirsch" verknüpft. Die wandalischen Dioskuren wurden danach ursprünglich in Elch- oder Hirschgestalt verehrt.
Die weittragenden Folgerungen, die sich aus dieser Erkenntnis ergeben, haben Rosenfeld selbst und H. Naumann (6) gezogen. Es genüge hier, darauf zu verweisen. Nur die Ergebnisse, die sich für die Runenkunde gewinnen lassen, sollen in Kürze berührt werden.
Im älteren Futhark werden z, R durch die Zeichen ᛉ und ᛦ („Sturzrune") wiedergegeben, wofür bei dem Beinstück von Wijnaldum (7) ᛯ zu treten scheint. Die Ableitung aus dem norditalischen Alphabet ist unsicher, denn weder ↑ (Sondrio) (8) noch ᛦ (Val Camonica) bieten eine Entsprechung. Am ehesten ließe sich ᛯ als Sturzrune zu ᛘ deuten, das in der Val Camonica einmal vorkommt (9). Ganz unerklärt bleibt die älteste (10) Form der Rune: ᛯ auf der Spange von Charnay und der Fibel von Balingen. So liegt der Gedanke an ein altes vorrunisches Sinnbild nahe. G. Baesecke, der ihn zum ersten Male ausgesprochen hat (11), zog den angelsächsischen Runennamen eolhs „Elch" mit heran. Er dachte dabei an das Elchgeweih, nicht an die übliche Erklärung als eine zur Abwehr gespreizte Hand; immerhin könnte algiR „Schutz" (runisch alh „Amulett") mithereingespielt haben. Entscheidend ist das Auftreten des Elches mit seinen beiden Geweihen in der Form ᛯ. Die Beziehung zu den Alcis, den wandalischen Zwillingen in Elchgestalt, ist damit gegeben (12). Sie entspricht der Zugehörigkeit von ᚦ zu den Riesen, ᚨ zu den Asen, ↑ zu Ziu und von ◇, ᛝ zu InguR (13).

Die Bestätigung dafür, daß es sich wirklich um vorrunische Sinnbilder handelt, erbringt einmal, worauf G. Baesecke uns hinweist, eine Stelle des Beowulfepos. Bekanntlich läßt sich dies nicht nur aus den angelsächsischen Verhältnissen beurteilen: die ältere skandinavisch-dänische Überlieferung muß mitherangezogen werden. So wird man für die Königshalle des Hrōdgār die alte Residenz der Dänenkönige: Lethra, altnord. Hleiđr, anzunehmen haben (14); dort ist auch die Stätte des Kampfes zwischen Beowulf und Grendel zu suchen. Vers 78 nennt diese Königshalle heort, heorot „Hirsch". Der Name rührte davon her, daß der Giebel mit einem Hirschgeweih oder der Nachbildung eines solchen geschmückt war. Aber die Halle als ganze trägt den Namen, und so dachte man an ein Hirschheiligtum, das man mit Balder oder Freyr in Zusammenhang brachte (15). Wenn man auch da an die Alcis erinnert, wird alles klar. Das Hirschgeweih am Giebel – einfach oder doppelt, je nachdem man den einen oder beide (16) Giebel meinte – entspräche den gekreuzten Pferdeköpfen am Giebel des niedersächsischen Hauses. Sie hat man schon immer mit den Dioskuren, diesmal in Pferdegestalt, zusammengebracht (17).
Eine weitere Bestätigung erbringt die nordische Felsbildkunst. Die beiden Zeugnisse, die wir unseres Wissens erstmalig vorlegen, wurden von uns 1938 an Ort und Stelle aufgenommen. Das östergotländische Felsbild, nach den umgebenden Bildern zu urteilen (18) noch bronzezeitlich (Abb. 1), zeigt das Zeichen ᛯ in der älteren, gerundeten Form. Dasselbe gilt von dem Felsbild von Störreberg (19) in Bohuslän (Abb. 2), nur daß hier das einfache Zeichen ᛉ, zudem in kreisförmigen Rahmen, vorliegt. Dieses Stück gehört, wie alle Felsbilder der gleichen Fundlage, der ersten Eisenzeit an (20).
Eine weitere Bezeugung liefert die Val Camonica.
Ein von uns gefundenes Felsbild von Ram (Abb. 3) zeigt drei Männer mit emporgehobenen Armen, also „Anbetende". Zwischen der Gestalt am weitesten links und den beiden anderen auf der Gegenseite steht ein Zeichen, das der gerundeten Form von ᛯ völlig gleicht. Wichtig ist, daß das Sinnbild Anbetung und damit Verehrung erhält. Das spricht dafür, daß es in der Tat eine Gottheit darstellte.
Daß diese Gottheit den Alcis, den wandalischen Elchgöttern, entsprach, legt ein weiteres Felsbild nahe. Es wurde von uns 1937 bei Naquane gefunden (Abb. 4). Man erkennt unten einen nach rechts eilenden Hirsch, daneben und darüber zwei weitere, größer gebildete Tiere in gleicher Bewegung. Oberhalb vom Hirsch das Zeichen ᛯ, diesmal in eckiger Form und inmitten eines rechteckigen Rahmens. Das Sinnbildzeichen, das später zur Elchrune werden sollte, erscheint bereits mit dem Hirsch zusammen, der auch bei dem Vordringen der Wandalen nach dem Südosten Nachfolger des einstigen nordischen Urtieres wurde (21).
Um die Übereinstimmung mit dem Norden zu vervollständigen, sei als letztes ein 1937 von uns gefundenes Felsbild aus Fucine angeführt (Abb. 5). Hier sieht man eine der für die Val Camonica typischen Hausdarstellungen; sie zeigen den nordischen Haustypus, das Megaron mit Steildach und Giebel (22), in mancherlei Abwandlungen. Im vorliegenden Fall wird die Giebelmitte durch einen stehenden Hirsch gekrönt. Das ist ein Analogon zu Hrodgars Königshalle heort, heorot im Beowulfepos.
Das Zeugnis der südskandinavischen Feldbilder, das ᛯ-Zeichen einmal als Gegenstand der Anbetung und dann an der Seite des Hirsches in der Val Camonica – alles bestätigt, daß die Rune auf ein älteres Sinnbild zurückgeht. Doch eine andere Frage drängt sich auf. Wie kam dieses nordische Sinnbild auf die Felsbilder des oberitalienischen Alpentales? Zur Erklärung sei kurz an die Ergebnisse unserer früheren Forschungen (23) erinnert.
Die Felsbilder und Felsinschriften der Val Camonica gehörten den Camunni, einem Stamm der Euganeer, der auch dem Tal seinen heutigen Namen gegeben hat. Die Sprache dieses Stammes stellt sich zu den italischen, insbesondere denen der latinisch-faliskischen Dialektgruppe. Als solche war sie einerseits mit den Germanen, anderseits mit den illyrischen Venetern durch mancherlei Gemeinsamkeiten verbunden. Gleich diesen hatten die Latino-Falisker einst in der Nachbarschaft der Germanen gesessen, waren dann im Zuge der großen „illyrischen" oder „ägäeischen" Wanderung und gedrängt von den Venetern, nach Süden auf-

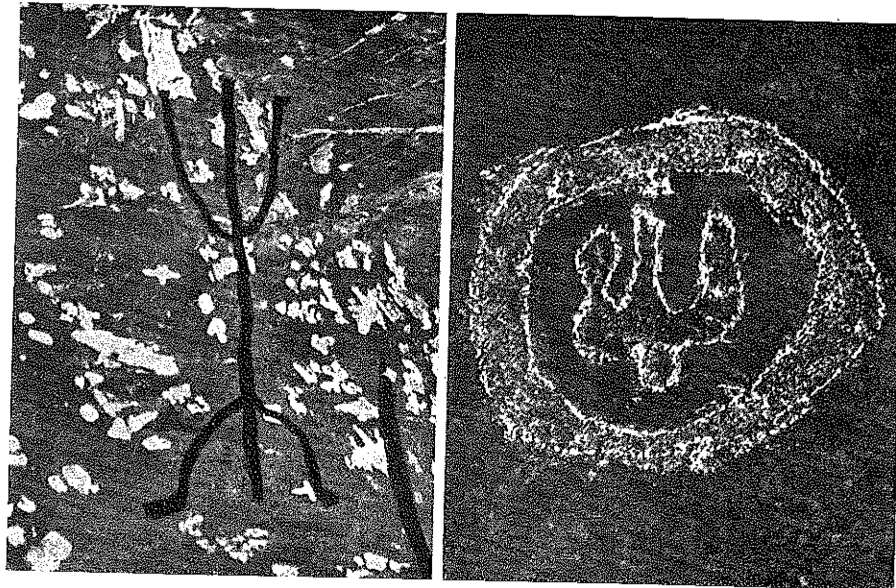


Abbildung 1 (links). Ekenberg, Östergötland. Abbildung 2 (rechts). Störreberg, Bohuslän

gebrochen. Nach langem Zuge erreichten sie ihre späteren Sitze in Mittelitalien – am Soracte und am Tiber, auf den Albanerbergen und an der latinischen Küste. Nur ein Splitter, eben die Camunni, waren in Oberitalien zurückgeblieben. Von den Venetern aus der Tiefebene vertrieben, hatten sie in der Val Camonica, nördlich von Brescia, eine Zuflucht gefunden. Von der Welt abgeschlossen, konnten sie in dem Alpental ursprüngliche Formen erhalten, die die übrigen Latino-Falisker im Verlauf ihres langen Wanderzuges eingebüßt haben.
Hierzu gehört in erster Linie die Felsbildkunst. Ihre früheste, noch bronzezeitliche Schicht weist engste Verwandschaft mit den älteren und gleichzeitigen Felsbildern Südschwedens auf (Bohuslän und Östergötland). Die einstige Nachbarschaft mit den Germanen hatte darin ebenso wie in der Sprache ihren Niederschlag gefunden. Nicht nur stilistisch, auch sachlich berühren sich die südschwedischen und norditalienischen Darstellungen in einem Maß, das Zufälligkeit ausschließt. Es kehrt die gleiche Welt der Götter („Speer"- und „Beilträger") und Kultschiffe, der Sonnen- und Labyrinthbilder, der Kämpfe und Opfer wieder.
In diesen Rahmen ordnen sich auch die Felsbilder von Nam und Naquane ein, die das Sinnbildzeichen nordischen Ursprungs, das später zur Elchrune werden sollte, wiedergeben.

2.

Bemerken wir noch den Ertrag, den unsere Beobachtung für die vielumkämpfte Ursprungsgeschichte der Runen abwirft.
Zunächst ist deutlich, daß ein weiteres Glied des Futhark, statt auf das norditalische Alphabet, auf die älteren vorrunischen Sinnbildzeichen zurückgeht. Die Rune ᛉ, ᛘ tritt damit in eine Reihe mit ᛊ, ◇, ᛟ und anderen mehr (24). Ein zweites Ergebnis ist von nicht geringerer Bedeutung.
Es konnte von uns nachgewiesen werden, daß ganz allgemein die vorrunischen Sinnbilder nicht nur im germanischen Bereich, sondern auch in der Val Camonica auftreten (25). Sie

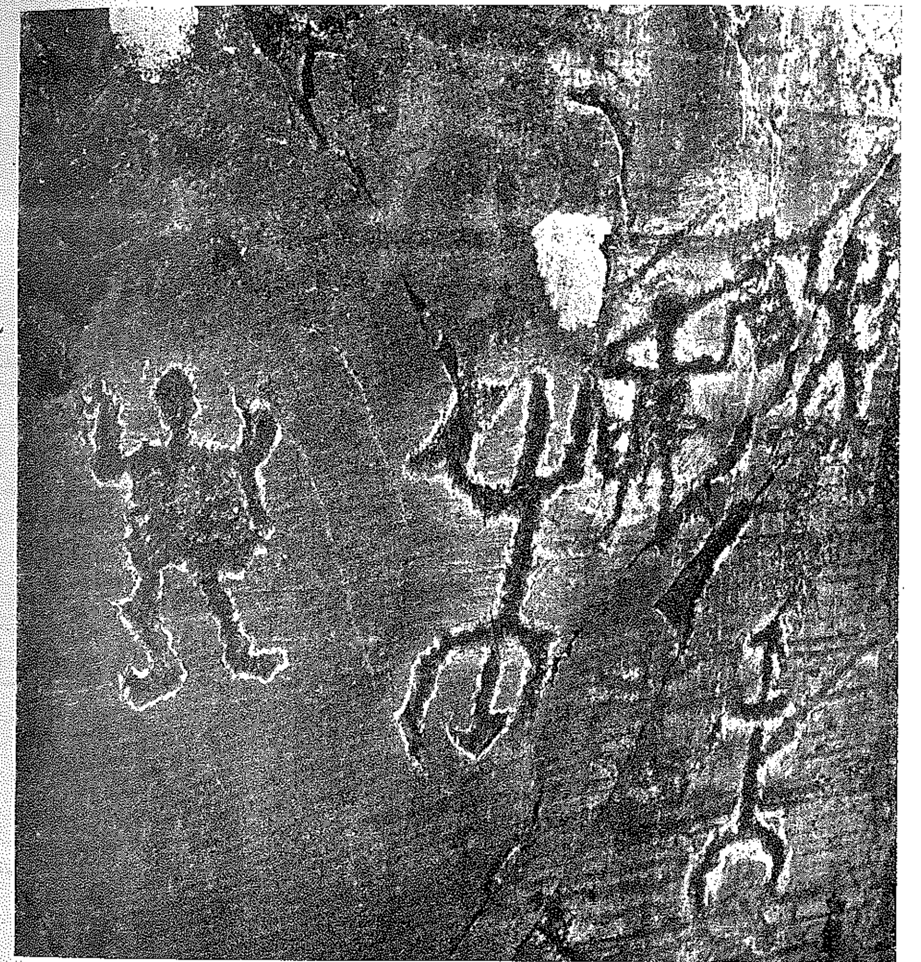


Abbildung 3. Nam, Val Camonica

haben den gleichen Weg nach Süden genommen wie die anderen Gegenstände der Felsbildkunst. Der Sinnbilderkreis von Genicai in der Val Camonica läßt sich mit dem von Fossum (Bohuslän) vergleichen (26). Auch bei den einzelnen Zeichen ergeben sich Übereinstimmungen. Die Kritik hat die „formale Ähnlichkeit" der Sinnbildzeichen des Nordens mit denen der Val Camonica anerkannt (27). Durch den Nachweis des Zeichens ᛉ auf beiden Seiten erhält die Auffassung ihre Bestätigung. Aber diesmal tritt die Übereinstimmung in der Bedeutung hinzu. Der Zugehörigkeit zu den Elch- und Hirschgöttern im Norden entspricht im Süden einmal die anbetende Verehrung, die das Sinnbild erhält und dann dessen Auftreten in unmittelbarer Nachbarschaft des Hirsches.
Außer in der Val Camonica kommt das Zeichen ᛉ noch ein weiteres Mal auf einem oberitalienischen Denkmal vor. C. Marstrander (28) konnte es auf einem Gefäß aus Arbedo feststellen. Das Stück gehört zu den Funden von Giubiasco und Umgebung im oberen Tessin.





Abbildung 4 (links). Naquane, Val Camonica. Abbildung 5 (oben). Fucine, Val Camonica

Zeitlich fallen sie, nach der Ansetzung R. Mac Ivers (29), in die Jahre zwischen 500 und 100 v. Zw. Das Alphabet der zur gleichen Fundgruppe gehörigen „Lepontischen" Inschriften ist dem der Val Camonica nahe verwandt. Beidemale handelt es sich um örtliche Sonderformen des gleichen, nordetruskischen oder norditalischen Alphabets (30). Zu dieser Übereinstimmung tritt die in den Sinnbildzeichen hinzu. Sie konnte bereits früher in einzelnen Fällen gezeigt werden (31) und empfängt an dem Zeichen ᛯ ihre Bestätigung.
Diese Tatsache ist für die Ursprungsfrage des Runenfuthark von einschneidender Bedeutung. Bekanntlich hat es seine Vorbilder sowohl den vorrunischen Sinnbildzeichen wie den norditalischen Alphabeten entnommen. An Hand von Felsbildern, die durch uns neugefunden wurden, versuchten wir den Nachweis (32), daß auf den oberitalienischen Denkmälern beide, Sinnbildzeichen und Alphabet, nicht nur vorkommen, sondern einander bereits, wie später

im Futhark, durchdrungen haben. Die „Doppelgesichtigkeit" der Runen, die diese sowohl als Lautschrift wie als Sinnbild- und Begriffszeichen verwendet sein läßt, war damals schon in Oberitalien angebahnt. Als die Kimbern dort einbrachen, stießen sie auf beides: auf das norditalische Alphabet wie auf die ihnen vertrauten Sinnbilder nordischer Herkunft. Den an Ort und Stelle bereits eingeleiteten Vorgang der Vermischung führten die Germanen selbst systematisch zu Ende und schufen so das runische Futhark (33).
Bei alledem spielt die Val Camonica eine bedeutsame Rolle. Es läßt sich zeigen, daß die nordische n-Rune allein aus der besonderen Form sich ableiten läßt, die der entsprechende norditalische Buchstabe auf den dortigen Felsinschriften aufweist (34). Die Vermischung von Alphabet und Sinnbildzeichen ist dort weit vorgeschritten (35). Da sie bezweifelt wurde, sei statt aller Antwort ein inzwischen von uns neugefundener Beleg den älteren hinzugefügt.

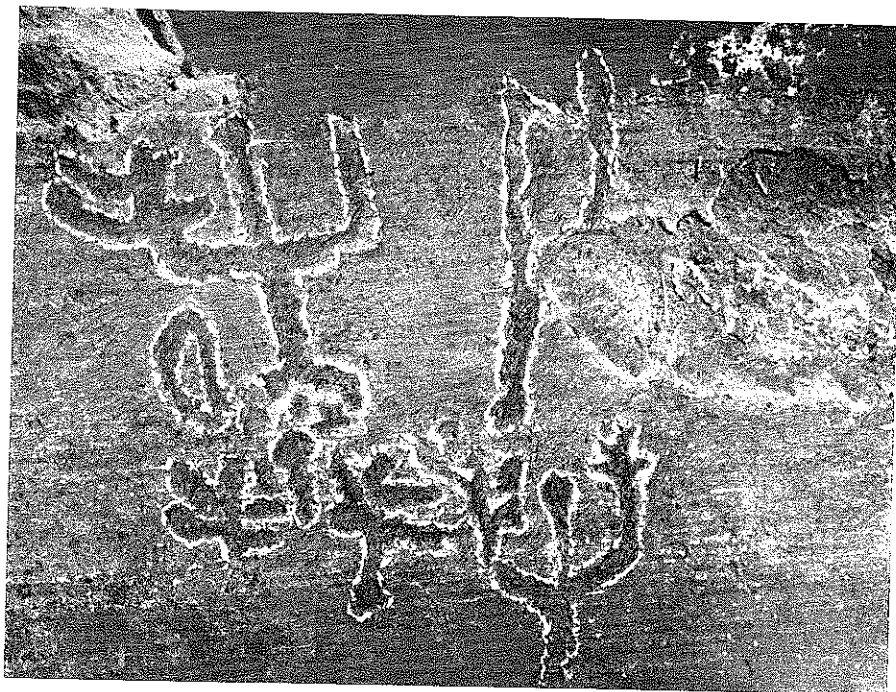




Abbildung 6 (oben). Großer Bilderfelsen bei Naquane, Val Camonica. Abbildung 7 (unten). Ekenberg, Östergötland

Auf einem Felsbild vom „Großen Bilderfelsen" von Naquane (Abb. 6) erscheint oben links ein Anbetender, dessen gespreizte Hand die fünf Finger in stark ausgebildeter Form zeigt (36). Links von ihm der Buchstabe r des norditalienischen Alphabets, in einer Gestalt, der man auch sonst in der Val Camonica begegnet (37). Darunter drei Sinnbilder. Das mittlere aus senkrechtem Stab mit oberer knopfförmiger Verdickung bestehend, ist gleichfalls durch andere Felsbilder belegt (38). Rechts und links davon erscheint ein weiteres Zeichen, das an die gespreizte Hand des darüber befindlichen Anbetenden erinnert. Daneben gleicht es den Gebilden, die auf einem Felsbild aus Ekenberg (Östergötland) oberhalb einer Schiffsdarstellung angebracht sind (Abb. 7). Ob Hand oder Lebensbaum die zugrundeliegende Vorstellung war, bleibe hier unentschieden. Aber soviel ist sicher: wieder sind auf einem Felsbild der Val Camonica Buchstaben des norditalischen Alphabets und Sinnbilder vereint.
Hier muß noch einmal der Topf von Arbedo erwähnt werden. Eine Nachprüfung des Befundes durch W. Krause (39) erwies, daß dort nicht nur ᛉ zu lesen ist, sondern das Zeichen besaß „noch einen vom rechten Fuß schräg nach rechts oben laufenden Strich". Krause schlug darum vor, daß man „entweder eine Ligatur oder überhaupt keinen Buchstaben, sondern eine Marke annehmen" müsse. ᛉ ist nun zweifellos keine „Marke", sondern hat sich als Sinnbildzeichen erwiesen. Aber nirgendwo zeigt es einen Schrägstrich am rechten Fuß. Also bleibt die Ligatur. Nur ist sie nicht eine solche zwischen zwei Buchstaben (zu, wie Krause zweifelnd annimmt), sondern ᛉ ist mit dem Buchstaben u, also wieder ein Sinnbild mit einem Zeichen des norditalischen Alphabets, verbunden (40). Wir möchten auch dies als Bestätigung unserer Auffassung buchen.

*

Die Bedeutung des Namens Heorot wird im Beowulf wenige Zeilen später bestätigt, wenn sie V. 82 als sele hēah ond horngēap bezeichnet wird, das heißt „ein Saal hoch und mit auseinanderklaffenden Hörnern". In dem gēap steckt sicher das as. gapan, nnd. gapen, „gaffen", eig. „auseinanderklaffen", Beowulf 704 wird die Halle horn-reced genannt, „Horngebäude". Sicher meint dies Wort das Gleiche wie das altsächsische hornseli, Heliand 3686: „Da sah der Waltende ... zu Jerusalem ... blîkan thana burges wal endi bû Judeono, hôha hornseli endi ôk that hûs godes ..." – „schimmern den Wall der Burg und die Wohnung der Juden, die hohen Hornsäle und auch das Haus Gottes" (Tempel). Man hat über die Bedeutung dieses Wortes gestritten (vgl. Sehrt, Vollständ. Wörterbuch zu Heliand, S. 270); aber der Vergleich dieser Stellen und der Name „Hirsch" für ein „hornklaffendes" Gebäude läßt doch mit Sicherheit die Herleitung von einem Hornschmuck des Giebels erkennen. Wobei man freilich auch an die auseinanderklaffenden Pferdeköpfe denken kann, oder an das entsprechende Schwanengiebelzeichen. Auch der doppelseitige Stevenschmuck der Schiffe findet gēap die gleiche Wortwurzel, die in den Worten Gabel, Gaffel, Giebel, und vielleicht auch in ähnliche Benennung wie hēah hornscipe im angels. Andreas V. 274 zeigt. – Ich vermute in „Geck" steckt, die allesamt die auseinanderstehenden Enden der Giebelbalken bezeichnen und bis heute viele Beziehungen zu Glauben und Brauch haben. Das soll später genauer dargelegt werden.

Plassmann.

(1) Zur Überlieferung vergl. die Ausgabe von P. N. Robinson (1935), S. 319, der der zweiten Lesart den Vorzug gibt. – (2) Zur Sache vergl. W. Schulz, Kartogr. Darstell. z. altgerm. Religionsgesch. 19 f.; anders, aber ohne Beachtung von W. Schulz' Ausführungen: Th. Palm, Arch. f. Religionswiss. 36, 398 Anm. 1. – (3) R. Much in seinem Kommentar 381 f. – (4) R. Much, a. O. 379. – (5) Rhein. Mus. 89, 1 f.; die älteren, inzwischen überholten Deutungen bei Th. Palm, a. O. 400 f.; vergl. W. Wüst, ebendort 401, Anm. 2. – (6) Rhein. Mus. 89, 6 f. – (7) Arntz-Zeiß, Die einheim. Runendenkm. des Festlandes 416 f. – (8) H. Arntz, Handb. d. Runenkunde 94; Die Runenschrift 12. – (9) Altheim-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 15; 59 Abb. 13. – (10) H. Arntz, Handb. 94; Arntz-Zeiß, a. O. 184; W. Krause, Runeninschr. im ält. Futhark 15 f. – (11) Vor- und Frühgesch. des deutsch. Schriftt. 1, 103. – (12) G. Baesecke, a. O. 103. – (13) F. Altheim, Klio 31, 57 f. – (14) Hierzu und zum Folgenden J. Hoops, Kommentar zum Beowulf 21. – (15) G. Sarrazin, Angl. 19, 372 f.; G. Schütte, Dän. Heidentum 88. – (16) So schon M. Heyne in seiner Beowulfausgabe[3] 111

unter Heort. – (17) J. Loewenthal, PBB. 45, 248; J. de Vries, Altgerm. Religionsgesch. 1, 188. – (18) A. Nordén, Östergötlands bronsålder 66 f. – (19) Wir verdanken die Kenntnis des Felsbildes der Freundlichkeit des Pastors Hallbäck, Brodalen bei Tanum (Bohuslän). – (20) Altheim-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 81. – (21) H. Rosenfeld, a. O. 2 f. – (22) Altheim-Trautmann, Italien und die Dorische Wanderung 25. – (23) Altheim-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 21 f.; Wörter und Sachen 1938, 12 f.; Italien und die Dorische Wanderung 16 f. – (24) W. Krause, Runeninschrift. im älteren Futhark 3 f.; Zeitschr. f. Deutschkunde 1937, 353 f. – (25) Altheim-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 47 f. – (26) Altheim-Trautmann, a. O. 50 f. – (27) W. Krause, Gött. gel. Anz. 1940, 187. Zu Anm. 1 sei bemerkt: die Deutung des Zeichens auf der Scheibe von Genicai, das der späteren j-Rune gleicht (Altheim-Trautmann, a. O. 52 f.), auf „eine primitiv dargestellte menschliche Figur" scheint uns nicht möglich. Weder in der Val Camonica noch sonstwo gibt es eine derartige Menschendarstellung. – (28) C. Marstrander, Norsk Tidskrift f. Sprogvidenskap 1, 116. – (29) The iron age in Italy 87 f. – (30) Altheim-Trautmann, a. O. 27 f. – (31) Altheim-Trautmann, a. O. 58 f.; W. Krause, a. O. 187, meint, ↑ auf der Schnabelkanne von Castaneda sei aus dem altgriechischen Tau, ᛟ in Giubiasco aus dem lateinischen o in eckiger Form entwickelt. Dem ersten widerspricht, daß ↑ bereits auf den hallstattzeitlichen Kerbhölzern von der Kelchalpe bei Kitzbühel (R. Pittioni, Mitt. Prähist. Kommiss. Wien III 1–3, 87 f.) erscheint, dem zweiten, daß ᛟ auch auf den Felsinschriften der Val Camonica begegnet, von denen erst die späteste (Altheim-Trautmann, a. O. 17 f. Nr. 14) lateinisches o aufweist. – (32) a. O. 47 f. – (33) Altheim-Trautmann, a. O. 62 f. – (34) Nach der von uns, Germanien 1939, 449 f., mitgeteilten Beobachtung von H. Arntz; W. Krause, a. O. 204. – (35) Altheim-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 59 f. – (36) Rechts unten das Oberteil eines ähnlichen Anbetenden; die Darstellung oberhalb bleibe vorläufig ungedeutet. – (37) Altheim-Trautmann, a. O. 13 Nr. 5 Abb. 7; 15 Nr. 11 Abb. 13. – (38) Altheim-Trautmann, a. O. Abb. 34–36. – (39) a. O. 189. – (40) W. Krauses Zweifel sind damit durch seine eigene, sehr scharfsinnige Beobachtung widerlegt worden.

G. Innerebner / Vorschlag zur statistischen Beurteilung natürlicher Wehrfähigkeit von Bergkuppen für vorgeschichtliche und mittelalterliche Siedelplätze

Für die statistische Beschreibung und den Vergleich von vorgeschichtlichen Wallburgen und Siedlungen, wie auch von mittelalterlichen Burgen kann es von Wert sein, die natürliche Wehrfähigkeit eines gewählten Siedlungsplatzes in einer kurzen, schematischen Formel zum Ausdruck zu bringen, die sofort einen Überblick über die Verteidigungsmöglichkeit eines solchen Platzes gestattet.
Mit der Aufstellung einer solchen Formel mußte ich mich notgedrungen befassen, als ich mir die Aufgabe stellte, die vorgeschichtlichen Siedlungen meines engeren Heimatsgebietes, von denen nunmehr schon über 300 festgestellt sind, statistisch zu erfassen und miteinander in Vergleich zu stellen.
Die Vielheit der auftretenden Formen macht es fast unmöglich, eine eindeutige Bestimmung zu treffen und nur ein großzügiger Verzicht auf Einzelheiten gestattet eine halbwegs annehmbare Vergleichsmöglichkeit; es ist wichtig, sich diese Tatsache bei der Beurteilung des nachstehend aufgestellten Vergleichsschemas stets vor Augen zu halten.
Für vorgeschichtliche Sicherheitsbegriffe ist nun in erster Linie die Art und Beschaffenheit des den Siedelplatz umgebenden Berghanges maßgebend, nach dem alten Grundsatz: je steiler der Zugang, um so sicherer und verteidigungsfähiger der Siedelplatz.
Zur richtigen Beurteilung dieser Sachlage ist es daher wichtig, geeignete Abstufungen für die verschiedenen Hangneigungen zu wählen, die die Verteidigungsmöglichkeiten einer betrachteten Hangseite kurz und klar vor Augen führen und einen schnellen Vergleich mit anderen bekannten Hangneigungen gestatten.
So wie es eine nach der Erfahrung aufgestellte und abgestufte Härteskala für Mineralien und Gesteine gibt, oder wie man z. B. auch die verschiedenen Windstärken und anderes mehr in bestimmte Stufen eingeteilt hat, so muß es auch möglich sein, die Steilheit eines Hanges

und damit die Verteidigungsmöglichkeit desselben in Ziffern auszudrücken und dadurch eine Übersicht und schnelle Vergleichsmöglichkeit zu schaffen.
Auf Grund meiner Erfahrungen habe ich mir für die Beurteilung von Wallburghügeln (und in weiterer Folge für einen allgemeinen Hügelvergleich überhaupt) die nachstehend angeführte Steilheitseinteilung als Grundlage gewählt:

Hangneigung	9	(90°)	senkrechte Felswand
"	8	(75°)	fast senkrecht; zahlreiche Felswandpartien
"	7	(60°)	ganz steil
"	6	(45°)	sehr steil
"	5	(35°)	steil
"	4	(25°)	mäßig steil
"	3	(15°)	stark (gegen die Waagerechte) geneigt
"	2	(5°)	schwach (gegen die Waagerechte) geneigt
"	1	(0°)	waagerecht ebener oder seichter Sattelübergang
"	0	(0°)	waagerechte Ebene

Wie man sieht, folgt die getroffene Einteilung nicht einem Proportionalitätsgesetz, sondern sieht für Steilhänge weite Intervalle vor, während bei den flachen Hangneigungen viel engere Zwischenräume gewählt wurden.
Dies hat aber seine volle Berechtigung, und zwar aus den folgenden Gründen: Es gibt nämlich streng genommen nur zwei Gattungen von Hanggefällen, und zwar den Steilabfall, der in der Hauptsache aus mehr oder weniger senkrechten Felswandformationen gebildet wird und den eigentlichen Bergabhang, der sich ausschließlich aus Kleinmaterial, also aus dem bereits durch Felsabsturz, atmosphärische Einwirkung und organische Zersetzung aufgearbeitetem Gebirgsmaterial zusammensetzt; die Art des den Hang zusammensetzenden Materials bedingt aber einen genau festliegenden und erfahrungsgemäß bekannten Steilheitsgrad, der in der Technik unter dem Ausdruck „Böschungswinkel" bekannt ist. – Allerdings ist der Spielraum zwischen dem kleinsten und größten möglichen Böschungswinkel verhältnismäßig gering (es handelt sich also dabei immer nur um verhältnismäßig geringe Steigungen); doch ist eine große Vielheit innerhalb dieser Spanne vorhanden, was eine engere Unterteilung dieser flacheren Gruppe wünschenswert erscheinen läßt.
Auch die am Übergang zur waagerechten Ebene noch zusätzlich getroffene Unterscheidung zwischen ebenem Sattelhang und reiner waagerechter Fläche ist für den betrachteten Fall notwendig, da man einen solchen Sattelübergang aus wehrtechnischen Gründen direkt als eine Hangseite ansprechen muß, wenn er auch nur einen kleinen Teil des Siedlungsumfanges im Allgemeinen umfaßt.
Ist man sich nun auf Grund der vorangehenden Ausführungen über den Begriff der Hangneigung und damit über die Wehrfähigkeit derselben bereits im Klaren, so ist es nun nur mehr notwendig, die verschiedenartig gestalteten Hangneigungen einer ins Auge gefaßten Hügelkuppe von einem vereinfachten Gesichtspunkt aus zu betrachten und ihre Zusammenfassung in eine geeignete Form zu bringen, und man hat schon einen recht brauchbaren Ausdruck für die Gestalt der betrachteten Kuppe.
Eine solche schematische und vereinfachte, ich möchte beinahe sagen stilisierte Vergleichung der verschiedenen vorkommenden Hügel- und Kuppenformationen stelle ich mir nun folgendermaßen vor:
Man versucht, der Kuppenfläche eines zu beschreibenden Hügels in horizontaler Ebene ein Viereck zu umschreiben, das sich der wirklichen Fläche möglichst nahe anpaßt, und dessen vier Seiten wenigstens annähernd aufeinander senkrecht stehen, so daß in Annäherung ein Quadrat oder ein Rechteck herauskommt; bei genauer Betrachtung und bei etwas technischem Verständnis wird es fast ausnahmslos gelingen, dieses Ziel zu erreichen.
Die Seiten dieses Viereckes sollen aber gleichzeitig ohne Rücksicht auf ihre geographische Lage und Orientierung auch so gewählt werden, daß die zu jeder Seite gehörende Hangfläche eine Neigung innerhalb der ganzen zu ihr gehörenden Fläche aufweist; auch hier wieder kommt

es ganz auf Erfahrung an, um zwischen den sich meist widersprechenden Forderungen auf ein möglichst regelmäßiges Viereck und auf Gleichmäßigkeit der Hangneigung in den zugehörenden Seiten die richtige Kompromißlösung für den bezeichneten Fall herauszufinden.

Nun bestimmt man für die vier gewählten Hangrichtungen den jeweiligen Neigungswinkel; bei der Großzügigkeit der vorgeschlagenen Methode wird es nicht notwendig sein, diese Hangneigungen mit einem Instrument zu messen, sondern es genügt da vollkommen die einfache Beurteilung auf Grund von einmal gemachten Erfahrungen. Wer es genau nimmt oder sich im Schätzen schwer tut, kann unter Zuhilfenahme von Spazierstock und eines mittels Faden und Stein hergestellten Senkels die Hangneigung für unsere Zwecke mehr als genau genug bestimmen.

Hat man auf diese Weise für alle vier Hangrichtungen den zahlenmäßigen Ausdruck an Hand der aufgezeigten Tabelle gefunden, so ist nun nur mehr notwendig, diese Zahlen geeignet aneinander zu reihen, um gleich schon ein treffendes Bild der Kuppenformation in kürzester Darstellungsweise zu haben.

Zweckmäßigerweise erfolgt die Aneinanderreihung der einzelnen Hangneigungsziffern in der Richtung eines Kreisumlaufes; man beginnt mit der Hangseite, die der Nordrichtung am nächsten, also im Gebiet NW bis NO liegt und reiht über Ost-Süd und West die ermittelten Hangzahlen zu einer vierstelligen Zahl zusammen. Die so gewonnene Zahl ist somit ein Ausdruck für die Wehrfähigkeit der betrachteten Kuppe, sie gestattet aber auch ohne weiteres ein sofortiges angenähertes Bild der ganzen Kuppe einschließlich ihrer geographischen Orientierung. Man kann sogar noch weiter gehen und sich die Ziffernsumme aus den gefundenen Zahlen bilden; auch diese Ziffernsumme gibt noch einen Anhaltspunkt über die Wehrfähigkeit, wenn auch nur in allgemeinster Form; über die Form des betrachteten Hügels aber sagt diese Ziffernsumme nichts mehr aus. Es können auch verschiedenartig geformte Kuppen zur gleichen Ziffernsumme kommen und damit gleichen theoretischen Sicherheitsgrad aufweisen, was auf den ersten Moment hin verblüffend wirkt, bei näherem Betrachten aber doch als richtig angesehen werden kann. Ein Beispiel soll dies erläutern: eine gleichmäßige, kegelförmige Kuppe habe in allen Seiten die Hangneigung 5; ihre Wehrfähigkeit wird also durch die Zahl 5555 oder als Ziffernsumme durch 20 ausgedrückt; eine andere Kuppe habe auf zwei einander gegenüberliegenden Seiten ebenfalls die Neigung 5, auf einer Seite aber einen senkrechten Steilabfall und auf der andern einen seichten Sattel; der zahlenmäßig ausgedrückte Sicherheitsgrad würde also 9515 anzuschreiben sein, während die Ziffernsumme wiederum wie im ersten Falle 20 ergibt. – Betrachtet man aber die beiden Fälle genauer, so ist die Wehrfähigkeit beider Anlagen so ziemlich die gleiche, denn die gegenüber der gleichförmigen Kuppe im Steilabfall der zweiten Kuppe gewonnene Wehrfähigkeit wird durch den ebenen Sattelzugang wieder wettgemacht, so daß die Wehrfähigkeit der zweiten Kuppe tatsächlich in vereinfachter Form der der ersten Kuppe gleichzusetzen ist.

Ein Nachteil der angenommenen Betrachtungsweise ist es, daß in dem gewählten Zahlenausdruck die Höhe eines Hanges nicht in Erscheinung tritt. Man könnte durch eine Komplizierung der gewählten Formel auch diesen Umstand berücksichtigen, ich halte dies aber nicht für notwendig, sondern glaube, daß die gewählte und auf wirklicher Erfahrung aufgebaute Zahlenzusammenstellung für die in Frage kommenden Fälle wirklich allen Anforderungen genügt und eine brauchbare Formel für den Vergleich von Hügelformationen darstellt, zumal diese Darstellungsweise auch noch gestattet, sich auf kürzestem Wege ein ziemlich gutes Bild der geschilderten Kuppe zu machen, ohne daß man selbst je an Ort und Stelle gewesen zu sein braucht.

In Abbildung 1 ist die von mir angewandte Skala der Hangneigungen dargestellt, während Abbildung 2 vier Beispiele bringt, aus denen die Anwendung der aufgezeigten Methode besser als durch lange Beschreibungen hervorgeht.

Es wäre dem Verfasser dieser Zeilen eine große Freude, wenn durch die vorliegende Arbeit eine wirksame Anregung gegeben wäre, der statistischen Erfassung von Hügelsiedlungen wieder einen Schritt näher zu kommen.

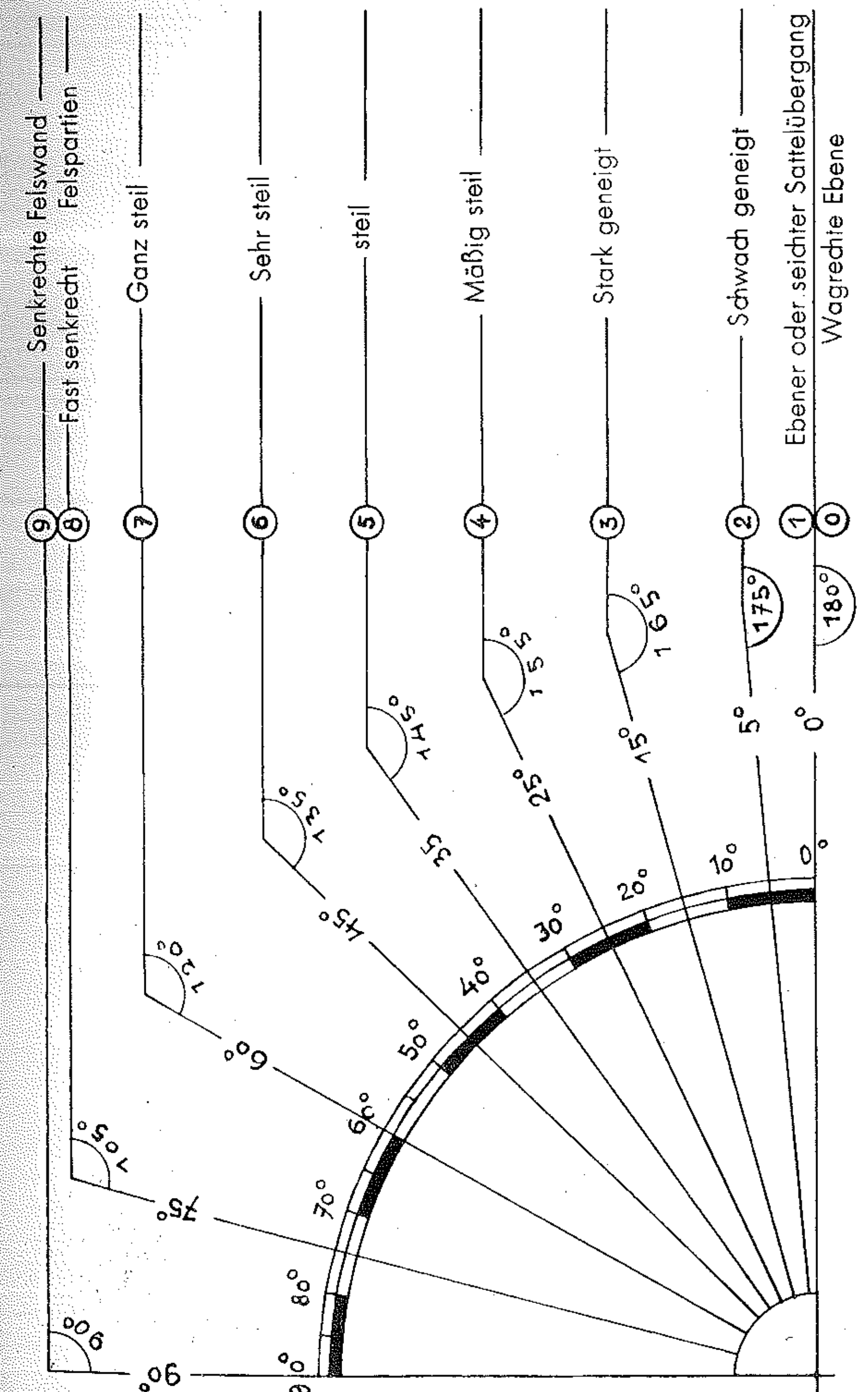
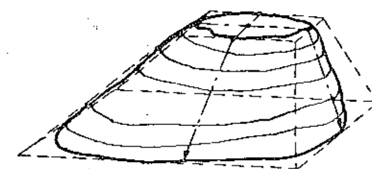
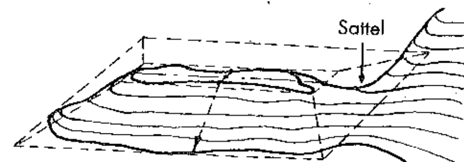


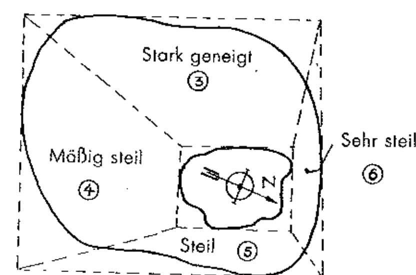
Abbildung 1. Skala zum Vergleich von Berghangneigungen nach Georg Innerebner



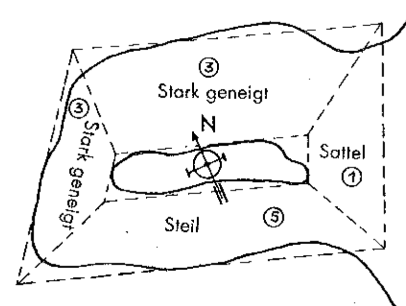
I. W 6543 = S 18 (50%) Ansicht



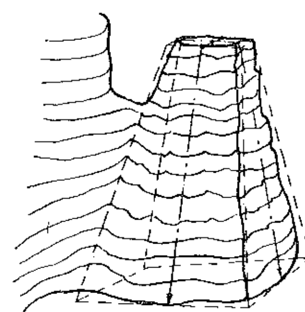
II. W 3153 = S 12 (33,3%) Ansicht



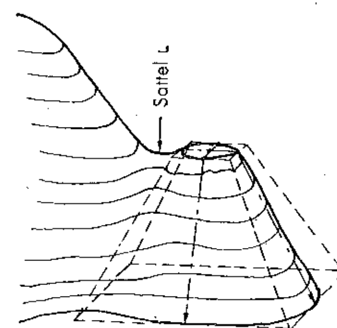
Draufsicht



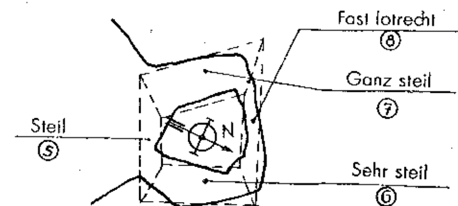
Draufsicht



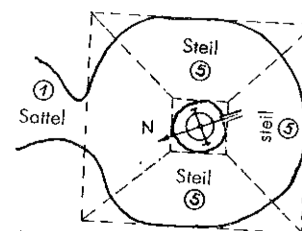
III. W 8657 = S 26 (72,2%) Ansicht



IV. W 1555 = S 16 Ansicht



Draufsicht



Draufsicht

Abbildung 2. Beispiele für schematischen Kuppenvergleich

Die Fundgrube

Der Ursprung des Flurzwanges. Zu den Besonderheiten, welche das germanische Recht vom Recht anderer indogermanischer Völkerschaften unterscheiden, gehört die Aufteilung der Gemeindeflur in Gewanne, welche nach gemeinsamem Plan bebaut wurden. Sie stammt schon aus vorrömischer Zeit. Caesar beschrieb sie mit den Worten: die Beamten und Fürsten weisen jedes Jahr den einzelnen Sippen Ort und Umfang des Ackers zu, und zwingen sie jährlich zu wechseln. Wörtlich genommen scheint damit ein Gemeineigentum am Felde beschrieben zu sein; aus unserer Kenntnis des späteren germanischen Brauches und aus der Tatsache, daß es schon Jahrtausende lang auf germanischem Boden feste Wohnsitze gab, läßt sich leicht entnehmen, daß Caesar nur den Brauch des Flurzwanges mit jährlich wechselnder Bewirtschaftung falsch verstanden und beschrieben hat. Was er den Germanen als Begründung des angeblichen Kommunismus in den Mund legt, sind Anschauungen, die auf dem Boden der römischen Republik und ihrer ungesunden Verteilung der Besitzgrößen gewachsen sind.

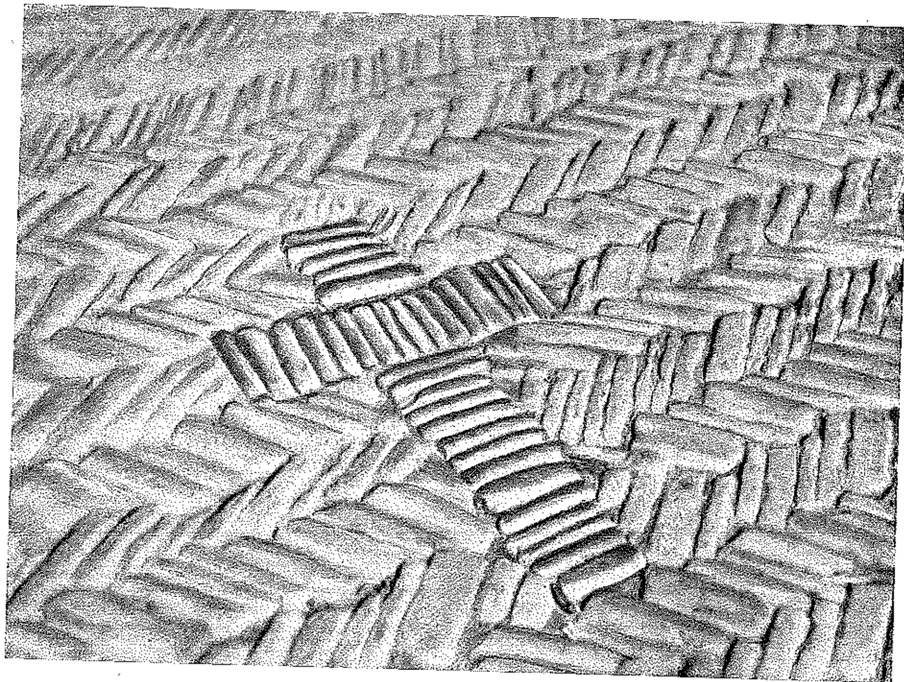
Welchen Sinn der Flurzwang hatte, davon habe ich in Garching bei München noch eine lebendige Erinnerung vorgefunden. „Früher", so erzählte mir ein alter Bauer, als ich ihn um den Ursprung eines Walles fragte, der vom Dorfe zum Mühlbach in gerader Linie geführt war, „früher wurde nur dies Feld zwischen Dorf und Mühlbach bestellt. Wenn dann die Ernte näher rückte, so bewachten die Bauern das Feld Tag und Nacht, zündeten nachts rings umher Feuer an, damit die Hirsche nicht einbrächen und die Ernte vernichteten." – Das Dorf war besonders von Wildschaden bedroht, weil in der nahen Au ein herzogliches Wildgehege war. Nach Freigabe der Jagd im Jahr 1848 wurden in den ersten Jahren mehrere Hunderte Hirsche abgeschossen. Einen ähnlichen Wildreichtum müssen wir für die frühgermanischen Zeiten in den meisten Wäldern Deutschlands annehmen; die Berichte über mittelalterliche Jagden setzen ihn voraus. Die Notwendigkeit, die Felder gemeinsam zu bewachen, war also auch damals gegeben. Dazu mußten die Äcker auf geschlossenem Raume beisammen liegen, und gleichzeitig bestellt und abgeerntet werden. Die Bewachung wurde erleichtert, wenn das ganze Gewann mit einer Hecke umgeben war. Jedenfalls mußte es einheitliche Grenzen haben. Den Brachacker konnte man unterdessen ruhig dem Wilde überlassen.

Ich glaube auf diese Weise erklärt sich am einfachsten die germanische Flurordnung. Sie ist kein Überrest kommunistischer Zustände, sondern einfach die Abwehr des Bauern gegen die Übermacht des damals so reichlichen Wildes. Deswegen hat sich der Flurzwang das ganze Mittelalter hindurch erhalten, und wurde erst als überflüssig und lästig empfunden, als mit der Abnahme des Wildbestandes der Wildschaden unbeträchtlich wurde.

F. Cornelius, Planegg.



Der Dreikopf als Weihnachtsgebäck. Im Herbst dieses Jahres 1940 fand ich unter mancherlei Holzmodeln, wie sie zur Anisbäckerei verwandt werden, eine kleine Holzform, die ein Dreigesicht zeigt. Sie ist in Hirschhorn am Neckar noch heute in Verwendung und dürfte ein Alter von etwa hundert Jahren haben. Irgendwelche Gedanken machen sich die Leute, die das Anis backen



und verzehren, nicht darüber. Es läßt sich also für die Deutung des Dreigesichts, etwa als Ergänzung zu dem Aufsatz von Wüst in Germanien 1940, 212 ff., leider kein Hinweis gewinnen. Ja es scheint sogar, als sei das Ganze schon zu einem bloßen Scherz geworden, denn man meint über den drei Köpfen liegend einen vierten Kopf zu erkennen. Immerhin ist das unscheinbare Stück ein Zeichen für das lange Nachleben dieser seltsamen Vorstellung. Friedrich Mößinger.

Aus der Landschaft

Das Kreuz auf dem Dielenboden. In der kleinen Ortschaft Selbeke im Kr. Olpe in Westfalen, fand ich im Hause Nr. 27 vom Jahre 1795 auf der Diele das in der Abbildung wiedergegebene Kreuz. Es befindet sich vor dem Küchenraum auf der Mitte der Diele, deren Fußboden mit kleinen Steinchen im Fischgrätenmuster besetzt ist. Gleiche und ähnliche Formen finden sich im Kr. Olpe wiederholt. Der Besitzer des Hauses ist der 80 Jahre alte Schreinermeister Tigges. Nach der Bedeutung dieses Kreuzes befragt, sagte er mir, daß seine Eltern ihm erzählt hätten, unter diesem Steinkreuz solle sich ein Topf befinden. Früher habe man auf dem Kreuz die erste Garbe gedroschen, „damit es besser lärmt". Daraus habe man auf eine gute oder schlechte Ernte schließen können.
Die Steinkreuze auf den Dielen in der hier vorliegenden Form sind mit dem christlichen Symbol zu verbinden, das so dem Lebenskreis des Bauern, der mit der Diele ursächlich verbunden ist (Dreschtenne, Viehraum, Mittelpunkt des Hauses), Segen bringen soll. Durch den Hinweis auf dem „Topf" kommen wir auf Vorstellungen des Volksglaubens, die durch das christliche Symbol überlagert worden sind. Wir finden, aus dem 19. Jhd. vielfach belegt und auch heute noch lebendig, Hinweise auf Korngeister, auf Kräfte, die die Ernte segnen und schädigen können. Bräuche beim Ernten und Dreschen, die mit viel Lärm verbunden sind, wie z. B. Schlagen mit dem Dreschflegel auf ein hohl

liegendes Brett, sollen nach vielfachen Deutungen die „bösen Geister" austreiben. Diese Bräuche lassen aber ebenso wie die lärmenden Umzüge zur Neujahrs- und Fastenzeit die Deutung zu, daß man durch den Lärm die Schutzgeister herbeizuholen trachtet oder sich ihnen bemerkbar machen will. Ich füge hier eine Mitteilung von H. Behrendsen an, der aussagt, er wisse noch, daß man vor 70–80 Jahren in Angeln beim Bauen einer neuen Dreschtenne gern einen Pferdekopf unter die Tenne legte, „weil das einen schönen Klang beim Dreschen gab". Bei Martin Maak*) finden wir einen Hinweis auf ein altes Sprichwort: „Perdkop ünne de Däl, bringt Seegen veel." Diese Aussagen sind Parallelen zu unserem Funde, und damit kommen wir auf ein Sinnbild, das in germanischen Glaubensvorstellungen eine bedeutende Rolle spielte, den Pferdekopf. Den Pferdekopf werden wir uns an Stelle des „Topfes" in dem Bericht des Schreinermeisters Tigges zu denken haben. Damit erhält die Aussage einen neuen Sinn, und wir haben einen Hinweis auf die Kräfte, denen der Lärm beim Dreschen der ersten Garbe galt, einen Hinweis auf Vorstellungen, die in späterer Zeit durch das christliche Symbol abgelöst werden sollte.

Werner Schulte-Belemann.

Walhall in Südtirol. Im Etschboden, südlich von der Ortschaft Auer, steht am Ufer eines wilden Baches, in einsamer Gegend, die Kirche St. Peter, zu der man hinuntersteigen muß, denn sie ist sehr alt und liegt tiefer als die Landstraße. Um diese Kirche herum spielen viele Sagen. Eine davon berichtet, daß in dem Gottesacker rings um die Kirche zahlreiche Krieger bestattet seien. Alljährlich einmal um 12 Uhr nachts erheben sich diese Krieger aus ihren Gräbern, treten in Waffen einander gegenüber und beginnen zu kämpfen. Wer um diese Zeit auf der Landstraße vorübergeht, der hört das Klirren der Schwerter und das Klappern der Totengebeine. Eine Stunde lang dauert der unheimliche Kampf. Dann werden die Schwerter versorgt, jeder Krieger geht zu seinem Grabe und legt sich wieder hin. Niemand weiß, warum sie kämpfen, aber man glaubt, daß sie Gefallen daran fänden. – Hier haben wir ganz deutlich die Vorstellung von den Einherjern in Walhall, die immer wieder miteinander kämpfen, um sich dann zu versöhnen und am Abend gemeinsam zu zechen. Im Fassa-Tale, in den Bozner Dolomiten, erzählt man von einem Manne namens Loogut, der Soldat gewesen, aber nie verwundet worden war. Als er alt wurde, fürchtete er sich sehr vor dem Strohtode und wünschte durch die Waffe zu sterben. Weil er aber dazu keine Gelegenheit mehr sah, so befestigte er seinen Bogen an einem Baume und durchschoß sich selbst mit einem schweren eisernen Pfeile. Ein Kriegsversehrter, der in der Nähe wohnte, bestattete ihn und schrieb über das Grab: „Er gehörte zu uns und fiel durch die Waffe, und wenn die verheißene Zeit kommt, wird er mit uns auferstehen." Die Fassaner sagen, daß dies in vorchristlicher Zeit geschehen sei. – Auch hier zeigt sich der Walhall-Gedanke. Er ist hier in die Vorstellung gekleidet, daß ein Mann nur dann ruhmvoll auferstehen könne, wenn er durch die Waffe gestorben sei. An die Stelle des Schlachtentodes tritt für den alternden Krieger in dieser Sage der Weihetod.

Karl Felix Wolff, nach mündlicher Erzählung.

(*) Martin Maak, Kultische Volksbräuche beim Ackerbau aus dem Gebiete der freien und Hansastadt Lübeck, aus Ostholstein und den Nachbargebieten. Züricher Diss., Wetzikon 1915.

Die Bücherwaage

Hans Joachim Moser: Christoph Willibald Gluck. Die Leistung, der Mann, das Vermächtnis; Stuttgart, Cotta 1940. RM. 7.– und RM. 9.50.
Bis heute war Gluck einer der wenigen deutschen Meister, die noch keinen tiefer dringenden Biographen gefunden haben. Noch ist es nicht lange her, daß der Streit der Meinungen die deutsche Abkunft und die Zugehörigkeit Glucks zu unserem Volkstum in Zweifel ziehen durfte. Die Durchschnittsmusikgeschich-

ten haben Gluck eigentlich mit dem mageren Schlagwort vom „Opernreformer" abgetan; die Folge war, daß kaum jemand Gluck wirklich kennt. Nun endlich hat Moser durch sein Buch den Zugang zu Gluck geschaffen; es liegt an uns, den Weg zu einem unserer Großen mit Ehrfurcht zu gehen.

Mosers Darstellung bedient sich eines bei einem solchen Stoff nicht häufig gebrauchten Mittels: sie läßt Leben und Werke in ihrer Gleichzeitigkeit an uns vorüberziehen. Bei der gewohnten Übung, Leben und Werk zu trennen, wäre wohl das Persönliche überschaubarer geworden, aber die Wertung der Kompositionen hätte doch Gefahr gelaufen, die Beziehungen zu den inneren Wandlungen des Komponisten zu verlieren. Auf die Beziehungen von äußerem und innerem Werden von Mensch und Werk kommt aber gerade bei Gluck alles an. Glucks Schaffen abzuschätzen an dem, was seine Zeit an Formen und Stilen bereits besaß, und zu ermessen, was in des Meisters Hand daraus geworden ist, wo er übernimmt, wo er weiterbildet, wo er den alten Weg verläßt, das gerade ist so wertvoll für die Erkenntnis Gluckscher Eigenart. Besonderer Erwähnung wert ist das letzte Kapitel „Erbschaft und Verpflichtung". Moser verfolgt die Fäden, die Glucks Werk mit den jüngeren musikalischen Erscheinungen und Personen verbinden und bis in die Gegenwart hereinreichen. Der Fäden sind mehr als man gemeinhin glauben möchte. Hier spürt der Leser besonders deutlich wie „aktuell" Gluck heute noch ist. Karl Gofferje.

Joseph Lortz: Die Reformation in Deutschland. I. Band: Voraussetzungen, Aufbruch, I. Entscheidung (XVI u. 436 S. u. 5 Bildtafeln). II. Band: Ausbau der Fronten, Unionsverhandlungen, Ergebnis (VIII u. 332 S. u. 6 Bildtafeln). Herder, Freiburg, 1939/40, 2 Bd., geb. RM. 25.–.

Es scheint ein eigenartiges Beginnen, in dieser Zeitschrift ein Werk des katholischen Kirchenhistorikers in Münster, Joseph Lortz, noch dazu über einen Zeitabschnitt wie die Reformation, anzuzeigen.

Aber es scheint nur so; denn gerade das Ereignis der Reformation und die Gestalt ihres Schöpfers, Luther, ist für die Gestaltung und den Verlauf unserer Geschichte von entscheidender Bedeutung. Höchst aufschlußreich ist es, daß dieser Beitrag zur Neuwertung der Reformation von einem katholischen Priester kommt.

Lortz wendet sich in seinem Buche nicht nur an die Fachgelehrten in engerem Sinne, sondern bewußt an weitere Schichten der Interessierten, besonders die Gebildeten in der katholischen Welt; denn „wenn etwas tiefstes Anliegen dieses Buches ist über eine wissenschaftliche Aufgabe hinaus (oder besser: durch sie hindurch), dann dies, daß es teilhaben möchte am Gespräch zwischen den Konfessionen, aber auch daß es diesem Gespräch neue Möglichkeiten geben möchte." (Bd. II, S. 307.)

Der Verfasser verzichtet absichtlich auf eine erneute Erzählung des bekannten äußeren Verlaufes der Reformation. Ihm geht es vielmehr um die innere Geschichte der Reformation und um die Erkenntnis ihrer Grundkräfte. Und diese Grundkräfte sieht der Verfasser vereinigt und kristallisiert in Luther. So ist die Darstellung ganz durchdrungen von dem einen Satz: „Luther ist die deutsche Reformation, die deutsche Reformation ist Luther. In dem Sinne, daß sie von Luther die entscheidenden und sie fort und fort nährenden Kräfte erhielt." (I. Bd., S. 381.) In ihm liegt für den Verfasser auch allein die bleibende religiöse Kraft des Protestantismus. Lortz sucht „den ganzen Luther zu erfassen, diesen so Einfachen, der doch ein Meer von heiteren, ja wilden Spannungen in sich birgt". (Selbstanzeige des Buches in: „Schönere Zukunft", Nr. 23/24, vom 3. 3. 40, S. 263.) Das Entscheidende dabei ist, daß Lortz in Luther den „revolutionären" homo religiosus (I. Bd., S. 287, S. 292) sieht, auch (I. Bd., S. 170/71), den Menschen, der im Kern religiös und von taktischen Überlegungen bei seinen Entschlüssen innerlich frei ist. Mit feinem Gefühlsvermögen geht Lortz den Stimmungen und Erschütterungen nach, die Luther zum Reformator gemacht haben, wenn er auch dabei verschiedentlich zu Ergebnissen kommt, die nicht unsere Zustimmung finden können. Wenn der Verfasser es auch ausspricht, keine Luther-Biographie schreiben zu wollen, so ist Luther in diesem I. Bande doch der Angelpunkt, um den sich alle anderen Ereignisse gruppieren.

Was man vermißt: Luther wird zu einseitig als religiöser Mensch und zu wenig als Deutscher gesehen; denn neben allem Religiösen ist doch der entscheidende Antrieb stark im Völkischen zu suchen. Wieweit Luther „katholische Anschauungen, die aber tatsächlich nicht genuin katholisch waren", bekämpfte und „alten katholischen Besitz für sich häretisch neu" entdeckte, soll hier nicht untersucht werden.

Was entscheidend ist, ist die innere Wandlung des katholischen Lutherbildes. Welch' weiter Weg war auf katholischer Seite notwendig, um zu einem Ergebnis wie Lortz zu gelangen. Das auch heute noch in weitesten katholischen Kreisen herrschende Lutherbild wurde geprägt von „Streitern" wie Janssen und besonders Denifle. Mit welchem abgrundtiefem Haß und welcher Böswilligkeit hat z. B. Denifle Luther als den germanischen Zerstörer römischer Universalität gezeichnet. „Luthers Leben floß dahin ohne Selbstverleugnung, ohne Selbstüberwindung. Er ließ sich gehen wie seine lasterhafte Umgebung. Schon im Jahre 1521 sehen wir ihn auf der Wartburg völlig als Sklave seiner fleischlichen Lust und so bleibt er sein Leben lang." (Denifle: „Luther und Luthertum", Bd. I, 1. Aufl., S. 813, 814, 859 ff.)

So sind wir Lortz vor allem dankbar, daß er das einseitig konfessionalistische und von Haß geprägte Bild Luthers und die ebenso einseitige Bewertung der Reformation zu überwinden versucht. Lortz fordert von der katholischen Geschichtsschreibung die Überwindung einer einseitig gegen-reformatorischen Sicht, wie er von der evangelischen Seite die Überwindung der einseitig protestierenden Haltung erwartet. Leider ist dies vorerst nur ein frommer Wunsch; denn der bekannte Papsthistoriker Schmidlin beeilt sich in der „Schöneren Zukunft" (J. Schmidlin: „Zur Reformationsgeschichte von Joseph Lortz", „Schönere Zukunft", Nr. 29/30 vom 14. 4. 40, S. 342/44), das Werk von Lortz einer eingehenden Kritik geradezu vom gegen-reformatorischen Standpunkt zu unterziehen. Dieser eifrige Nachfahre Denifles empfindet es schon als „Mangel", daß Lortz von seinem katholischen Standort aus keine Vorbehalte gegen den Ausdruck „Reformation" anmeldet, wenigstens nicht mit genügender Deutlichkeit. In einer Anmerkung zu diesem Aufsatz macht Schmidlin nach 35 Jahren das höchst aufschlußreiche Eingeständnis, daß er der Verfasser der „Einleitung" zum Lutherbuch Denifles und ferner des größeren Teiles von dessen „Abwehrschrift" gegen Harnack-Seeberg gewesen ist. Dies sei nur nebenher erwähnt. Daß Schmidlin viel, sehr viel am Werke von Lortz, das im allgemeinen zu irenisch ist, auszusetzen hat, läßt sich denken; so ist es Schmidlin unangenehm, daß Lortz auf mehr als 70 Seiten die vorreformatorischen Übelstände beschreibt, während die protestantischen bloß auf einer Seite abgehandelt werden und zu wenig herausgestellt sind. Schmidlin bedauert es allgemein, daß die Reformation im Buche von Lortz fast besser wegkomme als die katholische Kirche. Aber genug davon!

Im weiteren untersucht Lortz die Ursachen, die zur Reformation geführt haben; dabei ist nicht so sehr an bestimmte Einzelergebnisse gedacht, sondern an die Vorfrage, wie überhaupt eine kirchliche Revolution, wie sie sich im 16. Jahrhundert vollzog, möglich und im höheren Sinne „notwendig" werden konnte. (Bd. I, S. 3.)

So sind die einzelnen Kapitel des I. Teiles weniger abgerundete Bilder als vielmehr Beiträge, die zeigen sollen, daß die in der Schuld der alten Kirche wurzelnden Bedingungen Wegbereitungen der Reformation geworden sind.

Im II. Band schildert der Verfasser im II. Buch den Aufbau der neuen Landeskirchen, vor allem aber im III. Buch den Neubau der alten Kirche; denn nach Ansicht des Verfassers war „der religiöse Besitz der alten Kirche damals bei weitem nicht so gering wie das seit Luthers und Melanchthons Anwürfen nunmehr seit vier Jahrhunderten fast allgemein angenommen wird". „Es fehlte nicht eine Fülle von Werten, die das heilige Erbe treu hüteten in ungebrochenem Zusammenhang mit der Kirche." Hier bringt Lortz auch sachlich manches Neue, während die beiden Kapitel über „Unionsbestrebungen" etwas enttäuschen. Im IV. Buch kommt dann der Verfasser nolens volens doch auf den äußeren Verlauf der Reformation in den vierziger und fünfziger Jahren zu sprechen und bringt im wesentlichen Bekanntes.

Der Verfasser, der katholischer Theologe ist, ist ein hervorragender Literaturkenner der Reformationsepoche. Das Buch ist in einem ausgezeichneten Stil geschrieben, so daß es auch in diesem Punkte den Nichtfachmann ansprechen wird. Dabei enthält sich Lortz, wie schon angedeutet, jeder unfruchtbaren konfessionellen Polemik und Apologetik und versucht, von seiner Weltanschauung her die Dinge zu erfassen, wie sie waren. Allerdings darf man nicht annehmen, daß der Verfasser sich etwa von der strengen Grundlinie des Katholizismus, bzw. des Dogmas, entfernt oder sogar dagegen verstößt. Im letzten und höchsten ist auch dieses Buch urkatholisch.

Über die sachlichen Ergebnisse hinaus ist die Reformationsgeschichte von Lortz aber ein fruchtbarer Beitrag zur geschichtlichen und religiösen Aussprache über eine wesentliche Epoche unserer inhaltsreichen Geschichte, die mehr als eine andere in unsere heutige Zeit hineinragt und die nicht nur die Konfessionen angeht.

Hermann Löffler.

Ibn Fadlān's Reisebericht. Herausgegeben von A. Zeki Validi Togan. Kommissionsverlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1939. (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes Band XXIV, 3.)

Da Frähns Ausgabe des Ibn Fadlān*) seit langem nicht mehr den Anforderungen an eine wissenschaftliche Quellenschrift entsprach, erwarteten wir mit Spannung die seit Jahren angekündigte Neuausgabe durch A. Zeki Validi Togan. Zeki Validi Togan fand 1923 in Meschhed eine neue Handschrift des Ibn Fadlān, die er nunmehr im Text und einer von umfangreichen Exkursen begleiteten Übersetzung vorlegt. Sie stellt für die Germanenkunde eine wesentliche Bereicherung ihres Quellenmaterials dar.

Von einer Würdigung der Arbeit nach der orientalischen Seite hin sehen wir hier ab und beschäftigen uns lediglich mit ihrem germanistischen Teil.

*) Frähn, Ibn Foszlans und anderer Araber-Berichte über die Russen älterer Zeit. St. Petersburg 1823.

Ibn Fadlān nahm 921 im Auftrage des Kalifen Al-Muqtadir an einer Gesandtschaftsreise nach Bulgar teil. Er war Sekretär dieser Gesandtschaft und insbesondere mit der Behandlung religiöser Fragen betraut. In seinem 923 fertiggestellten Reisebericht erzählt er, „was er im Lande der Türken, der Chazaren, Rus, Saqāliba, Baschkiren und der anderen Völker gesehen hat, von der Mannigfaltigkeit ihrer Religionen, von der Geschichte ihrer Könige und ihrem Verhalten in vielen ihrer Lebensangelegenheiten". In der Stadt Bulgar am Atil (Wolga) traf er mit nordischen Warägern zusammen, die auf ihren Handelsfahrten hier lagerten. In einem staunenswert genauen Bericht beschreibt er sie als blonde und helläugige Hünen von herrlicher Körperform. Nichts ist ihm uninteressant. Er spricht von ihrer Kleidung, ihren Waffen, dem Schmuck ihrer Frauen, behandelt ihre Lebensart und ihre Sitten, um zuletzt in einem ausführlichen Bericht von der Bestattung eines ihrer Großen und dem gesamten Totenkult, den er als Zuschauer miterlebt hat, zu sprechen. Wahrscheinlich ist an einer Stelle sogar von Runen die Rede.

Bedenken wir, daß hier ein hochgebildeter Araber mit einer gänzlich anders gearteten Vorstellungswelt und Kultur ein angebliches „Naturvolk" betrachtet und beschreibt, so finden wir eine Treue und Genauigkeit der Darstellung, die uns völlig überrascht und an den Quellenwert der Saga erinnert. Man muß sie nur zu lesen und kommentieren wissen.

Diese Schilderung umfaßt die §§ 80–93 (s. S. 82–98) der vorliegenden Ausgabe. Dazu stellen sich die entsprechenden Exkurse von S. 226 bis S. 256.

Die kommentierte Übersetzung sowohl wie die Exkurse stellen Meisterleistungen einer modernen kritischen Quellenausgabe dar. Der Herausgeber hat keine Mühe gescheut, durch immer erneute Befragung der Literatur und der jeweiligen Fachgenossen einen bis ins Letzte zuverlässigen wissenschaftlichen Apparat zu schaffen. Einige Druckfehler, die bei dem schwierigen Satz fast unvermeidlich sind, fallen kaum ins Gewicht.

Heinz-Joachim Graf

Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: G. Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.